

Wirtschaft von Adam Becker

Wurde von meinem Großvater gegen Ende des 19ten Jahrhunderts ans Stammhaus Becker angebaut, da die seit 1847 darin betriebene Wirtschaft zu klein war.

Wer war Willi

Autobiographie

Hier in Rammelsbach habe ich meine Kinder und Jugendjahre verbracht. Da habe ich mit einem zusammengebu- denen Lappen Fußball gespielt, Klic- ker oder Hickelhäuschen

Postkarten-Abschnitt einer Lithographie von Corn. Schönle Kaiserslautern 1908

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	Seite 3
Vorwort	Seite 4
Lebensabschnitte	Seite 5
Was ich von meinen Großeltern noch weiß	Seite 6
Reichsarbeitsdienst	Seite 15
Speckfront	Seite 17
Damals Memel heute Kleipeda	Seite 19
Kadavergehorsam	Seite 20
Westfront	Seite 23
Kriegsgefangenschaft	Seite 24
Die gestohlene Jugend	Seite 29
Wie ich den Wiederaufbau erlebte	Seite 30
„Es Anni, mei erschd Fraa“	Seite 32
Mein Freund Hans Schuh	Seite 35
Saarbrücken	Seite 37
R O B Y	Seite 39
Embe Haus und seine Bewohner	Seite 43
Wie ich Blaubach, damals Hausnummer 26, vorfand	Seite 46
Unser Alltag	Seite 52
So ändern sich die Zeiten	Seite 52
Die Nazis haben meiner Generation ihre Jugend geraubt	Seite 54
Geburtstagsrede am Neunzigsten	Seite 57
Unser Ausflug nach Kiel	Seite 59
Verweise und Links	Seite 61
Anhang	Seite 62

Das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter: er fühlt mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832)

Mein Name und Adresse ist:

Willi Becker
In der Hohl 6
66869 Blaubach
Tel.06381/6953



2013



1972



1954



1943



1943

Vorwort

Warum ich schreibe?

Ich bin leider kinderlos geblieben und manchmal frage ich mich: „Was und Wo ist denn meine Lebensleistung? Hat man mich überhaupt gebraucht? Habe ich denn umsonst gelebt?“

Dies sind zwar seltene Anwandlungen aber es gibt sie. Darum kann ich auch nur durch aufschreiben meiner Gedanken über die Vergangenheit und das von mir erlebte weitergeben. So kann ich auch Spuren hinterlassen. Bevor bei mir das große Vergessen anfängt, habe ich mir vorgenommen noch manches „vielleicht“ interessantes aufzuschreiben. Vieles wisst ihr

über mich und einiges will ich euch noch offenbaren. Weil ich weder schön noch fehlerfrei schreibe, benutze ich seit meinem 88ten Geburtstag einen Computer, um das von mir bereits niedergeschriebene zu Papier zu bringen. Michael, Sohn der Nichte meiner Ersten Frau, hilft mir dabei. Vielleicht sind meine Gedanken erhaltenswert? Wenn nicht verbrennt sie!

Vorweg die einzelnen Stationen meines Lebens in Kürze, auf der nächsten Seite.

Lebensabschnitte

Am 20. 02. 1925 wurde ich in Rammelsbach geboren. Ich hatte zwei Schwestern, 2 und 7 Jahre jünger. Sowie einen Bruder, 3 Jahre jünger.

Nach 8 Klassen Volksschule in Rammelsbach folgten 3 ½ Jahre Lehre bei Gebrüder Schleip in Altenglan, wo mein Vater auch arbeitete. Meine Gesellenprüfung als Maschinenschlosser machte ich am 30.09.1942.

Ab 11.01.1943 Reichsarbeitsdienst in Herxheim bei Landau und Feldnachschieblager im nicht besetzten Südfrankreich in der Nähe von Avignon.

Ab 01.09.1943. Matrose der Kriegsmarine in Breda, Holland.

Den Winter 1943/1944 verbrachte ich als Marineartillerist in Hanstholm (schwere Küstenbatterie)

Im März 1944 begann meine U-Bootsausbildung in Neustadt Holstein. Anschließend absolvierte ich die praktische Ausbildung zum Maschinenmaat in Memel und den theoretischen Teil bei der Marineschule Wesermünde, Bremerhaven.

Weil es im März 1945 keine neuen U-Boote mehr gab, (Inzwischen war ich Gefreiter) wurde ich als MG Schütze 1, der 2ten Kompanie im Marineschützen Batallion 306 zugeteilt. Kurzer Fronteinsatz in Holland .

Vom 22.04.1945 bis 20.01.1946 in englischer Kriegsgefangenschaft in Belgien. Gesund aber total abgemagert kam ich heim. Wegen der Essenmarken musste man damals schon bald Arbeit aufnehmen, erst als Hilfsarbeiter, dann als Schlosser bei Kuhn in Kusel für eine Reichsmark brutto die Stunde. Hier wurde ich wegen der Heimkehr des Sohnes aus russischer Kriegsgefangenschaft, entlassen.

In der Zeit der Währungsreform am 02.10.1948 heiratete ich Anna Schultheiß in

Blaubach, wohnte in 2 Dachzimmerchen, Wasser, Abfluss und Plumpsklo im Keller. In ihrem Elternhaus war wegen des in Zweibrücken zerbombten Hauses des Bruders der Schwiegermutter, der ein Zimmer als Lagerraum nutzte, kein Platz für uns.

Ab Januar 1949 Grenzgänger mit Arbeitsplatz in Saarbrücken.

1950 erbten wir Annis Elternhaus.

05.05.1955 Rollerunfall, beide schwer Verletzt

1956 Meisterprüfung. 1957 bis 1967 Meister und technischer Leiter meines ehemaligen Lehrbetriebes, in Altenglan.

2 Jahre Hoch+Tiefbau Bernd & Co Kusel und zuletzt noch

12 Jahre Werksmeister bei Fulmina KG Zweigwerk Kusel. Wegen Werksschließung war ich dann noch zwei Jahre Arbeitslos und mit 60 ging ich in Rente.

1992 verstarb meine Frau an Krebs und 1994 heiratete ich meine Cousine Heidi Dehn.

Ehrenämter:

- 15 Jahre Presbyter
- 10 Jahre Gemeinderat
- 10 Jahre Erster Vorsitzender des Pfälzerwald Vereins Kusel und Träger der silbernen Ehrennadel für hervorragende Verdienste.
- 20 Jahre Gründer und Leiter der Blaubacher Ruheständler.
- Seit 2011 bin ich Mitarbeiter der Arbeitsgemeinschaft Blaubacher Dorfgeschichte.

Was ich von meinen Großeltern noch weiß

Das Bild unten, Seite 8 (Haus mit Stalltür), zeigt mein Elternhaus. Davor mein Großvater und meine Mutter mit mir auf dem Arm, im Jahr 1926. Er lebte bei uns und starb als ich zwei Jahre alt war. Ich erinnere mich nur an seine Mütze, wie auf dem Bild. Er war ja auch Gastwirt, wie sein Vater und sein zweitältester Sohn. Er soll immer einen flotten Spruch drauf gehabt haben. So soll er auch gesagt haben: „als ich 12 Jahre war, hat mich mein Bruder Oswald um die Hälfte meines Vermögens gebracht. Da wurde dieser geboren.“ An ihn kann ich mich noch gut erinnern. Er kam gelegentlich "maje". (ein Nachbarschaftsplausch). Dabei setzte er sich auf's „Holz-Kichtsche“ (Feuerholzkiste) welches neben dem Küchenherd stand. Dabei wippte er unaufhörlich mit dem Oberkörper vor und zurück. Er war Steinarbeiter wie fast alle Rammelsbacher Männer und wohnte bei seinem einzigen Sohn, Onkel Robert und Tante Lisbeth. Sie betrieben in einem kleinen Häuschen, 50 Schritte schräg gegenüber, einen Kolonialwarenhandel. Da bekam man außer abgewogenem, in Tüten gefüllten Zucker, Salz, Mehl oder Erbsen auch Petroleum. Er war "de Neez-Robert" da er natürlich auch Nähgarn „Neez“ und "Schugge-Bännel" (Schnürsenkel) verkaufte. Ihr Sohn Erich hatte Gärtner gelernt und ist gefallen. Tochter Else heiratete den Eisenbahner Scheer und bekam einen Sohn, Wolfgang. Er lebt mit seiner Familie in dem von den Eltern am Hinzigberg erbauten Haus in Rammelsbach.

Meine Schwester Marielle erbte von meinem Elternhaus, den Teil links der Stallwand. Ihr Mann Kurt Barz war Maurer und machte daraus eine Wohnung für sich und im Obergeschoss eine für seine Eltern. Unsere Eltern bewohnten die beiden Zimmer überm Stall. Ich war in dieser Zeit in Sarbrücken und habe mit meinem Erbteil in Blaubach umgebaut. Darum habe ich vieles nur am Rande mitbekommen. Marielle bekam zwei Mädchen, Gisela und Evi. Schon bald bekam Sie Krebs und verstarb nach drei Jahren, im Gipsbett mit 37 Jahren. Gisela studierte in Berlin und wohnt noch heute dort alleine. Evi erbte ihr Elternhaus und übertrug es an ihre leider auch schon verstorbene älteste Tochter Tina. Zurzeit wohnt ihre zweite Tochter Julia mit ihrem Freund da.

Mein Bruder Ernst hat den Wohnhausteil meines Elternhauses geerbt und lebenslang mit seiner Frau Blondiene geb. Emich aus Mühlbach und Tochter Hannelore dort gewohnt. Letztere erbte es und hat es verkauft, nachdem unsere Eltern verstorben waren. Sie baute mit ihrem Mann Gerhard Zimmer aus Altenglan in Schwedelbach ihr jetziges Wohnhaus. Ernst war ratlos und bat mich um Hilfe, als die Gemeinde von ihm eine Bauliche Veränderung des Hauses forderte. Er sollte die Treppe entfernen, um Einheitlichkeit im Straßenbild zu bekommen (Auf dem Bild von 1926 zu sehen) Ich kannte ja die Verhältnisse bestens. Habe hin und her überlegt, gemessen, einen Plan entworfen und gezeichnet. Der Vorgelegte Plan gefiel der Gemeinde auf Anhieb. Von einer Stufe über Straßenniveau war jetzt auszugehen. Die Stalltreppe musste weg und dafür musste eine neue Stalltür direkt hinter der Außenmauer gebrochen werden. Die alte wurde zugemauert. Zwei Zimmertüren mussten leicht versetzt und die neue Treppe eingeschalt und gegossen werden. Das war Arbeit für einen guten Mauerer, und den hatte die Gemeinde als Gemeindearbeiter. Wir drei bildeten ein gutes Team und brachten gemeinsam eine wirklich kompliziertes Stück Arbeit zu Wege, welches sich sehen lassen konnte. Mein Bruder bezahlte das Material und die Überstunden des Gemeindearbeiters, den "Polen Sepp". Ich machte den Architekt und das Geländer. Für Ernst natürlich kostenlos und so waren alle zufrieden.

Unsere Nachbarschaft in den Dreißigern, Anfang der vierziger Jahre

Im Stammhaus der Beckers, meinem Eltern und Geburtshaus, soll früher eine Gastwirtschaft gewesen sein (Im vorderen Zimmer, rechts). Außerdem soll die Verwaltung des Kalkbergwerks, des Kalkbrennofens und des Fuhrbetriebes von meinen Vorfahren betrieben worden sein. Bis zu 12 Ochsen gab es wohl in dem Fuhrbetrieb. Reste der Stollen sind noch unter Schnäbels Haus am Hinzigberg und im Pendesbachtal zu finden. In dem von meinem Großvater in Richtung Kusel angebauten Gasthaus Becker, wohnte Onkel Adam mit seiner Familie. Tante Lina geb. Bäcker mit Hermine, Adam Junior, Gertrud, Matilde, Franz, Max und Karla.

Hermine heiratete Ernst Kannengießer. Sie hatten zusammen drei Kinder: Horst, Lore und Helga. Bei einem Luftangriff auf den vor ihrem Haus liegenden Rangierbahnhof des Steinbruchs verlor sie den Mann und den Sohn sowie die jüngste Tochter und das Wohnhaus. Sie selbst war verschüttet und Helga starb dabei in ihren Armen. Lore war zu jenem Zeitpunkt zusammen mit ihrer Freundin Heidi, meiner Cousine und jetzigen Frau, bei meinen Eltern im Keller.

Adam Junior war mein Taufpate, studierte in Heidelberg und wurde Pfarrer. Zu meiner Konfirmation schickte er mir eine Senfkornbibel. Er heiratete eine ebenfalls studierte Frau, bekam Zwillingmädchen und ist gefallen.

Mathilde (Tilche) lernte nähen und versah den Haushalt. Sie heiratete einen Soldaten namens Scheidhauer aus Holz im Saarland und bekam ihren Sohn Manfred. Er wohnt in der Gegend um Misau und von Ihm habe ich dieses Familienbild mit meinem Vater als Kleinkind. Tilche lebte zuletzt mit ihrem zweiten Mann, wie ihre beiden Schwestern, in Lambrecht.

Franz lernte Schlosser in Altenglan, wurde wegen einer Verletzung an der Hand nicht Soldat und heiratete die Wirtin vom Gasthaus am Markt in Kusel, Käte Eller. Er wurde Bergmann im Saarland. Sie hatten einen Sohn dessen Aufenthalt mir nicht bekannt ist und eine Tochter die mit ihrem Mann in einer Villa an der Homburger Straße in Kusel lebte und schon verstorben ist.

Gertrud, die älteste kannte ich weniger, da sie in meiner Kindheit schon aus dem Haus und in Lambrecht eine verheiratete Helm war.

Karla besuchte die Höhere Töchterschule in Kusel, spielte Klavier und hatte eine sehr gute Sopranstimme. Sie war die jüngste und schönste unter ihren Geschwistern. Für mich war sie, das Muster BDM-Mädel obwohl sie dunkelhaarig war. Doch die dicken Zöpfe passten auch. Sie heiratete einen SS Mann und wohnte ebenfalls in Lambrecht.

Max war gelernter Metzger und übernahm mit seiner Frau Ida geb. Christmann, einer Wirtstochter aus Neunkirchen am Potzberg, die Wirtschaft Becker. Sein Sohn Peter wollte die Gastwirtschaft nicht weiterführen obwohl

er Koch Gelernt hatte. Das Anwesen wurde an einen Spielautomatenbetreiber verkauft der es inzwischen wieder verkaufte. Zur Zeit ist es in einem beinahe abbruchreifen Zustand.

Peter baute ein Haus in Rammelsbach und bekam mit seiner Frau zwei Kinder. Seine Schwester Brigitte blieb unverheiratet und bewohnt ihr, von Max erbautes, Elternhaus am Hinzigberg.

Da fällt mir gerade ein: Onkel Adam trug einen "Kaiser Wilhelm Schnurrbart". Um die schönen Kringel an den Seiten haltbarer zu machen, wurden sie abends nass gemacht, geformt und mit einer meist schwarzen Spezialbinde über Nacht fixiert. Wenn die Binde verrutschte, musste tagsüber gelegentlich nachgebessert werden. Als ich ihn zum ersten Mal mit "Schnorresbinde" sah erschrak ich so sehr, weil ich ihn für einen maskierten Räuber hielt.

Im nächsten Haus, ebenfalls ein kleines Bauernhaus in Richtung Kusel betrieb Karl Schwarm eine Sattler- und Polsterer Werkstatt. Zudem betrieb er mit seiner Frau Adele dort ein Geschäft. Er nannte sie Dattee und sie kaufte fast täglich bei uns Milch. Dabei hatte sie immer etwas zu erzählen. Meist von ihren Mietsleuten. Von Blume Fritz, seinem Fahrrad mit Anhänger und seiner kleinen Tochter Roffie. Sie konnte kein S aussprechen, das amüsierte mich. Auch Heidi erinnert sich noch daran. Noch ein Haus weiter war die Bäckerei Wilhelm. Oben wohnte Gunter mit seinen Eltern. Ein Schulkamerad von mir, welcher aber bald wegzog. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite wohnte Schrecke Gretche. Eine zierliche weißhaarige Frau mit Sohn, Karl. Er war Klempner bei der Firma Licht in Kusel. Sie half uns "Rommle setze" und "Grombeere ausmache" dafür erhielt sie Milch. Das schöne Sandsteinhaus rechts daneben war oben bewohnt von Jung Bernhard und seinem Sohn Fritz, einem katholischen Schulkameraden von mir, sowie seiner Schwester Elle und seiner Mutter. Sie war die Schwester von Frau Klink Heiner welche in Altenglan eine Brennerei und eine Tankstelle betrieben. Später arbeitete er als Maschinist bei Gebr. Schleip. Ihr Sohn Heiner ist in meinem Alter. Rechts angebaut wohnten Ruprecht Hugo und Elise allein. Gegenüber der Wirtschaft wohnten Hörings. Er war aus Mühlbach und Sie aus Bedesbach. Alfred war sportlicher und 1 1/2 Jahre älter als ich. Von

ihm fühlte ich mich gehänselt oder unterdrückt, obwohl er eine Klasse wiederholen musste. Er ist im Krieg gefallen. Else meine Klassenkameradin wurde schon früh ledige Mutter. Über ihren Verbleib weiß ich nichts. Günter, zwei Jahre jünger, hat ein Rammelsbacher Mädels geheiratet und in der Kandelbrunnenstraße gebaut. Von der jüngeren Schwester weiß ich nichts. Gegenüber von uns hat Tante Amalie (Malchen) und Onkel Franz Schnäbel über einem Kalkstollen gebaut. Onkel Franz war Eisenbahnersekretär in Ludwigshafen. Tante Malchen hat uns, den armen Kleinbauernkindern, billige auf dem Land nicht zu habende Dinge mitgebracht. Wie einzelne getrocknete Feigen oder Johannisbrot. Orangen, Bananen oder Schokolade kanten wir bis dahin auch noch nicht. Onkel Franz hatte zwischen Muhlgraben und Bundesstraße in Höhe der Hühnerfarm Nagel eine eingezäunte schmale Hangwiese. Da durften wir Futter machen für unsere Hasen. In seinem Waldstück im Saupfuch waren wir "Laub scheren" Wenn Stroh als Streumittel knapp war. Mit seinem Handwagen hat Marielle und ich im Herbst 1948 den alten Küchenherd, meiner Großmutter den ich repariert hatte, nach Blaibach gebracht.



Hier hat sie mich gemalt

Gernot Nöter der unverheiratete Enkel und Erbe des Hauses, soll zuletzt auch den unverkäuflich gewesenen Garten zwischen Höring und Schnäbel gekauft haben. Das Haus ist von Mietern bewohnt.

Das nächste Haus in Richtung Altenglan war Schneebergers. Peter Scheeberger war früher Fuhrmann oder Gespann Führer bei der Rammelsbacher Mühle und im Ruhestand. Ich glaubte damals, dass er und seine Frau steinalt seien. Noch älter als ich jetzt bin. Richard Kreuz mit Frau Paulchen, Sohn Richard (er

war zwei Jahre jünger als ich) und Tochter Gertrud bewohnten die beiden hinteren Zimmer sowie den Dachboden. Auch sie halfen uns beim Ernten und bekamen Milch dafür.

Das Eckhaus Glan/ Hinzigbergstraße bewohnten Bernds Baas und Bernds Vetter, etwa 15 Jahre älter als meine Eltern und ebenfalls Kuhbauern mit Misthaufen an der Ecke der Kreuzung. Deren Kinder waren Fritz, später Wirt in der Steinbruchstraße. Drei Töchter, Lilli und Edith und Tilchen Allmann die das Haus erbt. Bewohnt wurde es von Lilli und Familie.

"Kappel Karls Eck " Er arbeitete im Steinbruch wie die meisten Rammelsbacher. Vorm Haus, rechts der Treppe bis zur Ecke stand eine einfache aber feste und lange Holzbank. Da trafen sich die Männer des halben Dorfes die gerade Zeit hatten. (siehe dazu im Buch Industriegemeinde Rammelsbach von Ernst Schworm, Seite 370) Etliche hatten zu der Zeit, viel Zeit. Die Bank wurde selten benutzt, alle standen mit den Händen in den Hosentaschen. Sie rauchten, erzählten und machten sich lustig über alles was rundum geschah. Von da aus sah man ja auch bis an die Bahn, den Hinzigberg hinauf und fast bis Kusel. Man sah, wer zum "Jettche" in Hartmeiers oder in "Beggeradams" geht oder herauskommt . Welche Autos durchs Dorf, nach Kusel oder nach Altenglan fahren. Oder wann "Beggeradams Ernscht" seine Kühe angespannt und mit seinen Buben Futter machen fährt. Mein Vater witzelte, man sieht von dort aus Lauterecken: sind lauter Ecken und Zweibrücken: ist die Muhlgrabenbrücke und die Kuselbachbrücke.

Das nächste Haus war der Onkel Robert wo rüber ich an anderer Stelle schon geschrieben habe.

Ferenz kommt als nächstes. August Ferenz war Schlosser, im Dimpel seine Frau hieß Matilde, der älteste Sohn Edmund. Er war ein Jahr älter als ich und ist gefallen. Kurt ist ebenfalls schon verstorben. An die Mutter von August erinnere ich mich auch noch, sie war im Alter verwirrt. Marielle Ferenz war eine beste Freundin meiner Schwester, wie Mia Kassel die jüngste Tochter von Lehrer Kassel. Sie bildeten ein Dreigespann und ihr ständiges Gekicher, welches wahrscheinlich typisch für ein bestimmtes Mädchenalter ist,

klings mir noch heute in den Ohren. Besonders das von Marielle Ferenz ging mir auf die Nerven. Zuletzt noch "Deckerjebbs". Das Haus an und über dem Pendesbach lag am Ende

meines Horizonts und die jüngeren Bewohner waren mir nur flüchtig bekannt, auch weil sie öfter wechselten.



Aus meiner Erinnerung

Rammelsbach ums Jahr 1933, aus meiner Erinnerung. Ich war 8 Jahre alt.

Bei etwa 2000 Einwohnern gab es vielleicht 10 Radios und höchstens 4 Telefone aber 3 Tageszeitungen. Das Kuseler Tageblatt und die Kuseler Zeitung, beide im Format etwa 30cm x 40cm und bis zu sechs Seiten. Sowie die NSZ - Nationalsozialistische Zeitung, welche die beiden anderen nach und nach verdrängte. Sie wurde in Kaiserslautern gedruckt, war größer und dicker und kostete wenig mehr als die anderen.

Apropos Zeitungspapier, mein Vater hat mir da etwas gezeigt und ab dem Zeitpunkt war es meine Aufgabe. Zeitungspapier wurde gefaltet und mit einem Messer getrennt, wieder gefaltet und getrennt, bis gut handgroße Stücke entstanden. Dann auf einen Holzklötz gelegt, mit Nagel und Hammer gelocht und auf einen Drahtstaken gefädelt. Für einen immer gefüllten Drahtstaken auf unserem, wie damals überall üblichen, Plumpsklo war ich zuständig. Die Kuseler Zeitung reichte für größere Familien nicht, da es zu wenig Papier

war. Denn damals wurde auch vieles damit eingewickelt.

Das Radio in Onkel Adams Wirtschaft bestand aus drei Teilen, welche mit Drähten verbunden waren. Zudem war eine 15m lange Außenantenne daran angeschlossen. Ein Wunder, da hört man Leute reden und es kommt Musik heraus. Noch deutlich ist mir in Erinnerung, als am 30. Januar 1933 ein Sprecher verkündete: "Heute hat unser Führer Adolf Hitler die Macht ergriffen!" Was der damals gemacht hat, wusste ich als Kind nicht. Aber 12 Jahre später hatte ich es begriffen.

Bei den vielen Wahlen damals, waren alle gut sicht- und erreichbaren Felsen im Steinbruch mit den Zeichen der zahlreichen Parteien bemalt. In jeder der fünf Gaststätten war eine andere Partei etabliert. Bei Onkel Adam war es die SA, also die Nazis. Mein Cousin Franz hatte sich bei einem Parteien Streit als SA-Mann eine Handverletzung zugezogen, mit der er sein Leben lang zu tun hatte. Die, meines Wissens, erbittertesten Gegner waren die KPD und die NSDAP. Das Dorf war politisch

gespalten und es gab einzelne Fanatiker. Alle Lehrer mussten Parteimitglied werden und in allen Schulen durfte nur noch nationalsozia-

listisch unterrichtet werden. Daher kam auch mein „Hass“ gegen alles Ausländische.



Großvater Jakob Feyock, Mutter Katharina Becker, Ernst und ich als Jungfolkjungen mit Schwester Marielle

(Im Hintergrund der Rammelsbacher Bahnhof)

Kreutzhof

Wie oft war ich dort mit hin zum Futter machen?

Der leichte Erntewagen stand in der Scheune bereit. Rechen, Heugabel, Sense und Wetzstein im „Schlaurerfass“ (mit Wasser befüllbares kleines Blechgefäß das am Leibriemen getragen wurde) mitnehmen. Mit einem nassen Wetzstein wurde die Sense schärfer. Scheunentor und Stalltür öffnen, die erste Kuh aufschirren, Joch an den Hörnern anschnallen und Rückenriemen mit den Zugsträngen auflegen, herausführen, rückwärts in die Scheune einrangieren und am Deichselring fertig anketten. Jetzt erst die Andere und dasselbe noch einmal. Die Kuh auf ihren Platz bringen, anketten und zuletzt alle Zugstränge befestigen. Meist hat mindestens eine Kuh bis dahin einen Fladen verloren der dann auch gleich mit Besen und Schaufel beseitigt werden muss. Die „Mick“ ist die Bremse am Erntewagen (kommt wahrscheinlich von Mechanik) auf und los geht es. Die paar Schritte auf der jetzigen Bundesstraße nach rechts

und gleich links in die Friedhofstraße musste das Gespann aus Sicherheitsgründen sowieso am Kopf geführt werden. Wegen der Steigung und Schonung der Kräfte, was sich an der Milchleistung bemerkbar machte, liefen wir nebenher. Auf der „Schlecht“ (geschrieben Schlicht) wo es eben war und auf dem Heimweg, bergab war aufsitzen möglich. Nur ein Bremser musste je nach Gefälle die „Mick“ zudrehen. Nicht zu viel und nicht zu wenig, das war für ungeübte sehr schwierig. Bei sehr starkem Gefälle und schwerer Ladung bestand noch die Möglichkeit, die „Schlääf“ einzuhängen. Das war ein eiserner Schuh, auf dem ein Wagenrad stillstehend schleifte, ist rutschte, und der Radreifen geschont wurde. Sie hing immer an einer kurzen Kette unterm Wagen bereit. Eine Ackerleine benutzte Vater nur zum Pflügen wenn ich das Gespann nicht führte. Von der Schlicht nach rechts, vor der Steigung zu auf Kerst (Gemarkung), führt der Weg zum Kreutzhof. Eine Ackerlänge vor und

eine nach dem Sandsteinbruch von „Berd's Jeeb" und man war da.

Das war er!! Hier habe ich schon als Kleinkind schlafend, als Kind spielend, oft mit meinen Geschwistern zusammen, auch den Eltern bei der Feldarbeit zusehend, später auch selbst arbeitend, viele viele Stunden verbracht. Da war ein Stück Daheim für mich. Da, am Ende des Pendesbachtals, wo es auf drei Seiten ziemlich steil nach oben geht, auf Kerst, "Schollese-Heck" ist Schultheiße-Hecke und Sohlwald, offen zur "glaner-Seite" ist Altenglganer Seite und zum "Dimpel". Zwei Äcker und zwei Wiesenstücke, es dürfte etwa dreiviertel Hektar gewesen sein, zusammenhängend, genau wo der jetzige Kreuzhof hin gebaut wurde waren damals unser. Das Futter für zwei Tage mähen, zusammen rechnen

Unser Göpelwerk

Fünf Meter hinterm Scheunentor, in Richtung Mühlgraben war lange Zeit eine Betonplatte, in der vier Ankerschrauben eingelassen waren, auf denen zum Schutz des Gewindes die Muttern immer aufgeschraubt sein mussten. Das erinnerte mich noch lange an unser Göpelwerk. Es diente wahrscheinlich schon jahrzehntelang meinen Vorfahren zum Antrieb der Dreschmaschine. Elektromotoren oder Dampfmaschinen waren noch selten. Dafür gab es aber Ochsen, und dafür hat man Göpelwerke gebaut. Auf der Burg Lichtenberg, zwischen Zehntscheune und dem großen Turm, zwischen Außenmauer und Weg, ist links unten noch eines zu sehen. Eine senkrechte Welle mit einem großen Kegel-Zahnrad aus Guss, auf welchem eine Holzdeichsel verschraubt war, brachte ein kleineres Zahnrad auf schnellere Umdrehungen. Diese Umdrehung wurde über eine Gelenkwelle und ein weiteres großes Zahnrad, welches wiederum das kleinere Antriebsritzel der Dreschmaschinentrommel Trieb. So wurde die erforderliche schnelle Rotation erzeugt. Mein Urgroßvater hatte noch Ochsen, es sollen nach Erzählung meines Vaters bis zu 12 Stück gewesen sein. Er betrieb ja auch einen Kalkstollen mit Brennofen und das Fuhrgeschäft wozu er auch Ochsen benötigte. Zudem hatte er ja auch noch Landwirtschaft und eine Gastwirtschaft. Das dies alles gleichzeitig und alles nur in meinem Elternhaus war, klingt wahrscheinlich unglaublich. Tatsache ist aber, dass ich unsere Kühe in diesem Göpelwerk angespannt, Runde um

und aufladen war Arbeit für eine Stunde. Auch kann ich mich erinnern, als unsere Mutter das Gespann am Zaum von "Nelli" führte, dass diese stolperte und ihr die Spitze des Hornes in den Kopf stieß. Das war ein bedauerlicher Unfall, aber man musste immer mit so etwas rechnen und es hätte viel schlimmer ausgehen können. Sie trug wochenlang einen Verband unterm Kopftuch.

Für Hin- und Heimfahrt, Ein- und Ausspannen, abladen benötigte man zusammen gut eineinhalb Stunden. Macht zweieinhalb Stunden.

Als ich als Rekrut in Holland das Vieh auf den riesigen, ebenen, saftigen Weiden mit Melkständen direkt dabei sah, war mir klar, dass unsere Landwirtschaft zu Hause keine Zukunft mehr hat.

Runde geführt habe. Jedes Mal beim Überschreiten der ohne Schutz frei laufenden Gelenkwelle musste ich aufpassen, dass ich nicht mit einem Fuß darunter hängen blieb. Mutter gabelte die Garben zu Vater auf den Dreschmaschinentisch, der entfernte die Erntestricke und führte das Getreide gleichmäßig ein. Die Maschine trennte die Körner vom Stroh. In einem weiteren Arbeitsgang wird mit einer, per Handkurbel angetriebenen, Windmühle die "Spreu vom Weizen" getrennt und ausgesiebt. Wenn nur drei Personen droschen, konnte das Gespann samt Führer für die Zeit wenn Stroh und Körner weggeräumt wurden, ruhen. Ein Verschlag hinten links neben dem Scheunentor, etwa 1,0m mal 1,5m war die Spreu Kammer. Rundum war diese mit Sackleinen zugehängen um die Spreu beieinander zu halten, wenn sie von der Windmühle hineingeblasen wurde. Auch wegen dem Staub der entsandt und nicht nur deswegen war Dreschen schon immer eine schwere, schweißtreibende und dreckige Arbeit. Es geht dabei zwar um die "Frucht" (Hafer, Gerste, Weizen oder Korn), aber auch Stroh und Spreu hat man früher für die Betten gebraucht. Wir haben zuletzt nur noch Korn und Kartoffeln gepflanzt. Dreschmaschine und Göpelwerk wurden verschrottet und wir haben bei "Schneierer Ernschd" der auch die Garben per Pferdefuhrwerk vom Acker holte, im Lohn gedroschen. Zuerst war der Antrieb dafür noch eine Dampfmaschine, später ein Elektromotor. Wofür wir vorher Zwei Tage plus einen Tag für vorbereiten, aufbauen und

wieder abbauen brauchten, ging es jetzt in einem halben Tag. Das Korn wurde zum Trocknen auf unserem Speicher ausgebreitet und dann zur Mühle gebracht. Der Müller wog und rechnete in fertiges Mehl um und übernahm den Transport zum Bäcker samt Gutschrift. Beim Bäcker konnten wir dann unser Brot, ein rundes 6 Pfünder Brot, nach Bedarf für 15 Reichspfennig kaufen, was in einer Liste vermerkt wurde. In der Zwetschgenzeit, so erinnere ich mich, holten wir den zum backen fertigen Brotteig für ein Brot, um daraus Zwetschgenkuchen zu backen. Vater, Ernst und ich aßen jeder ganz allein einen ganzen und Mutter und Marielle zusammen einen

Kuchen. Dazu gab es unsere ach so gute "Löffelche's Bohnen-Supp". An ein solches Festessen erinnere ich mich heute noch gern. Die Zwetschgen habe meistens ich auf unseren Bäumen auf dem Kreuzhof gepflückt. Dort standen damals ein Apfel-, ein großer Birn- und vier Zwetschgenbäume. Ein Nussbäumchen hatte ich in unserem Garten, neben einem Johannisbeerstrauch aus einer Nuss herangezogen. Es sollte auf den Kreuzhof wenn es stark genug war. Es kam aber anders, ich wohnte in Blaubach und Vater verkaufte unser Land. Mein jetzt kräftiger Nussbaum erhielt seinen Platz vor der neu erbauten evangelischen Kirche in Rammelsbach.



Unsere letzte Kornernte **1942**

(Im Hintergrund Rechehäuschen)

Ich glaube mich erinnern zu können, dass im hinteren Gewölbekeller meines Elternhauses in Richtung Kusel ein zugemauerter Türrahmen noch sichtbar war. Das würde bestätigen, dass vor dem Ausbau der Wirtschaft durch meinen Großvater der Ochsenstall da war.

Der Ehering meines Vaters.

Eingraviert ist „KF EB 1921“. Also haben meine Eltern Katharina Feyock und Ernst Becker 1921 geheiratet. Nur 3 Jahre nach dem ersten Weltkrieg, einer sehr armen Zeit.

Mutter kam aus einer sehr frommen Bergmannsbauern-Familie, die von den Hugenot-

ten, wie schon der Name vermuten lässt, abstammt. Sie war die zweite von vier Töchtern und zwei Brüdern.



	Käthchen Becker	Lina	Ludwig	Fritz
	Meine Mutter	Matzenbacher	Feyock	Feyock
Ella Dehn	Katharina	Frieda	Jakob	
Heidis Mutter	Geb. Theis	Dehn	Feyock	

Meine Großeltern besaßen ein Einfamilienhaus in Wahnwegen, mit anderthalb Stockwerken und Stall im Kellergeschoß. Geradeaus, hinter dem Brunnen, da wo die Straße hinauf nach Konken rechts abbiegt. Es ist direkt an die, aus rotem Sandstein stehen gebliebene, etwa 5 m hohe Wand angebaut, der rote Sandsteinfels ist im Kellergeschoß noch sichtbar.

„Großbabbe“ arbeitete im Schichtdienst, rund um die Uhr, in saarländischen Kohlegruben und war nur am Wochenende bei der Familie. Zu Fuß musste er nach Glan-Münchweiler zur Bahn und weiter zur Grube, ins so genannte Schlafhaus, wo er seine Arbeitswoche verbrachte. Daheim führte „Großmamma“ eine strenge Regie. Eine Kuh und zwei Ziegen

mussten versorgt werden. Auf ihrer Wiese „unner Booschde“ wurden Futter und Heu gemacht. Täglich musste ein Bündel im „Gras-tuch“ auf dem Kopf heimgetragen werden. Heute kennt man es nur noch aus dem Fernsehen, wo man es gelegentlich in der dritten Welt sehen kann. Oder die Kinder haben Ziegen und Kuh nach der Schule zum „abgrasen“ der Wege und Straßenränder geführt. Auch Ödland und Waldränder wurden abgeweidet. Kein Halm blieb damals stehen, wo die Bergmannsbauern daheim waren. Müßiggang gab's da auch für die Kinder nicht. Die Faustformel damals war: „Eine Kuh ernährt eine Familie“.

Mit 13 Jahren, dem Ende der Volksschule, wurden die Töchter in Bauern- oder Hand-

werkshaushalte „verdingt“, damit sie kochen, haushalten und arbeiten lernten. Der Lohn dafür war, außer Essen, Unterkunft und Arbeitskleidung, sehr gering. Erst „ältere“ Mäd-

chen, die selbständig arbeiteten bekamen mehr Geld und konnten sich ihre „Aussteuer“ anschaffen. Auch meine Mutter war in verschiedenen Häusern tätig, bevor sie heiratete.



Dieses Bild der Familie meines Vaters entstand im Hof hinter der Gastwirtschaft. Links führen drei Stufen zum Hintereingang, dort nach rechts ist der breite, ebene Flur aus Sandsteinplatten zum durchrollen der Bierfässer in den Bierkeller.

Mein Vater war Witwer. Er hatte seine Kusine Lina Korb geheiratet. Sie verstarb samt Kind im Kindbett.

Bei den Mennoniten, auf dem Weiherhof bei Kirchheimbolanden, hatte mein Vater als Elève die Landwirtschaft erlernt. Von seinem Vater, der bei uns im Haushalt lebte und Landwirt und Wirt war, erbte er sein Elternhaus und einen Teil der Äcker und Wiesen. Den anderen Teil und die Gastwirtschaft erhielt sein Bruder Adam. Otto, der älteste Bruder hatte sein elterliches Erbe „verstudiert“ und war Lehrer in Föckelberg. Die einzige Schwester Amalie „Tante Maalche“ konnte mit ihrem Mann Franz Schnebel (Eisenbahnobersekretär) die Villa vis á vis vom Elternhaus bauen.

„Mei Babbe“ arbeitete zuerst im Steinbruch und ging dann in die „Fabrik“, wo er bei Nachtschicht unseren Kleinbauernbetrieb besser bewirtschaften konnte. Er wurde Drahtzieher. (Seine Tätigkeit habe ich an anderer Stelle genauer beschrieben.)

Das „Abdeckerfett“ aus der Tierkörperverwertungsanstalt, das zur Schmierung des Drahtes beim Ziehen verwendet und dabei heiß wurde, hinterließ Spuren an seinen Händen. Sie wurden auch mit Dieselkraftstoff oder Petroleum niemals richtig sauber. Darum und auch wegen der Unfallgefahr hat er seinen Ehering so gut, wie nie, getragen.

Als ich dann, ebenfalls 3 Jahre nach einem verlorenen, dem 2. Weltkrieg, heiratete, und auch für viel Geld, das man ja hatte, keinen Ehering kaufen konnte, vererbte er mir, sei-

nem ältesten Sohn, seinen Ehering. Ein Umarbeiten auf Annis und mein Name, zudem er mir passte, kam aus Dankbarkeit nicht in Frage. Anni trug den Ehering ihrer verstorbenen Mutter. Ich selbst trug ihn nur zu gegebenen Anlässen, denn in meinem Beruf war das Tragen von Ringen wegen der Unfallgefahr nicht erlaubt.

Seit dem befand sich „Unser Ehering“ in der, seit Generationen weitervererbten Kommode, in welche ich eine schwere Kassette fest eingebaut habe, bei Papieren und Urkunden.

Ich möchte den Ring dem ersten männlichen Nachkommen meines Vaters nach mir schenken, zum Andenken an ihn und mich, sowie

zum Gedenken an die beiden, von uns, durch Gottes Fügung überlebten Weltkriege.

Er möge ihm Glück bringen, dass er und seine Nachkommen niemals mehr einen Krieg, und seine schlimmen Folgen, erleben müssen, wie mein Vater zweimal und ich einmal.

Weil ich keine Kinder habe, die Tochter meines Bruders auch nicht, kommen nur die Urkel meiner Schwester in Frage, also Julias und Carolines Nachkommen. Ihrer Mutter, Evi Großgloß, übergebe ich meinen, und meines Vaters Ehering zur Weitergabe an ihren ersten Enkelsohn. Möge er damit an seine Vorfahren und deren Schicksale erinnert sein.

Reichsarbeitsdienst (RAD)

Ein paar Wochen vor meinem 18. Geburtstag wurde ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen, getreu dem damals üblichen Sprechgesang: "25 Pfennig ist der Reinverdienst ein jeder muss zum Arbeitsdienst und dann zum Militär". Tatsächlich war dies der Tagessold, 25 Reichspfennig, gerade mal so viel wie die Kleinbauern ihren Tagelöhnern bei der Kartoffelernte bezahlten oder 1/2 Liter Frischmilch kostete. Und tatsächlich hatten die Nazis so die Arbeitslosenzahl auf null gebracht. Wo heute Bagger für die Erdarbeit eingesetzt werden, waren Arbeitsdienstabteilungen stationiert. Untergebracht in transportablen Holzbaracken-Lagern, immer nahe den Arbeitsstätten, wie beim Autobahnbau durch das Landstuhler Bruch und an vielen anderen Orten. Auch da wo jetzt das Kuseler Gymnasium steht war ein Standort. Mein erster Schwager Heinz Joemann und Karl Umlauf, einst mein Nachbar, waren dort RAD Führer und heirateten Blaubacher Mädels.

Ich musste nach Herxheim, bei Landau und geriet als unbeholfenes "Landei" dort gleich in eine Gruppe von "Raubtieren", ausgekochte Ganoven schlimmster Art. Von einem der verrufen Viertel in Ludwigshafen, dem Hemschhof, hatte ich wohl schon gehört. Aber dass ich ausgerechnet weil ich mit meinen 1,83m die gleiche Größe hatte, wie drei von denen die von dort kamen und sich zudem auch noch kannten, war das schlimmste was mir passieren konnte. Größe bedingt wurde ich

deren Gruppe zugeteilt. Alles war neu für mich. 16 Mann pro Stube in 2 Stockbetten, Spind einräumen, Strohsack stopfen, Kleiderempfang, Koppel und Spaten.

In einem abgelegenen Raum lagen Strohbindel und jeder stopfte seinen Strohsack. Ich dachte wohl als einziger: „das Stroh liegt sich doch irgendwann zusammen“ und darum stopfte ich möglichst viel hinein. Die Hemschhöfer ließen mir nur die obere Etage eines freistehenden Bettes und ich balkanisierte fast die ganze erste Nacht ohne Schlaf auf meiner rundgefüllten Matratze. Gerne hätte ich einen Teil Stroh herausgenommen, aber die Hemschhöfer und der Dienst ließen mir keine Möglichkeit dazu. Auf der großen Wiese innerhalb der Sandbahnrunde für Motorradrennen wurde exerziert und Spatengriff gelernt. Das war unsere Haupttätigkeit Tag ein Tag aus. Die Theorie dazu: "man trete von rechts an die Arbeitsstätte heran und steche den Spaten in Höhe der linken Fußspitze in das Erdreich ein." Zu meinem 18ten Geburtstag bekam ich von Daheim ein Päckchen mit einem kleinen Kuchen und Brief, ich möge doch meinen Kameraden auch etwas davon abgeben. Es kam, auch von mir unerwartet, jedoch schlimmes ahnend, anders. Ich zerschnitt meinen Kuchen und ehe ich es wahrnehmen konnte war Stück für Stück verschwunden. Sogar das letzte Stück wurde mir noch aus der Hand gerissen. Von wem wohl? den Raubtieren aus Ludwigshafen. Keiner von den dreien war es.

Die hielten zusammen. Ich hatte wirklich nichts davon, nichts außer dem Gelächter danach. Der Spatengriff hat inzwischen einwandfrei geklappt und der Spaten wurde gegen das Gewehr 98, noch die alte Langversion vom 1. Weltkrieg, getauscht. Ab sofort wurde der Gewehrgriff geübt. Auch Seitengewehr, Gasmaske und Stahlhelm gehörten zur neuen Ausrüstung. Nur zwei Mann brauchten anfänglich keinen Stahlhelm zu tragen, Arbeitsmann Denig aus Kaiserslautern und ich. Er brauchte Größe 60 und ich 58, beide Größen waren vergriffen. Er war mein Nebenmann und litt genauso wie ich unter den Hemshöfern. Ein später gemachtes Bild, von einem französischen Fotografen aufgenommen, zeigt uns im Hof des Papstpalastes in Avignon. Nicht viel länger mussten wir sie noch ertragen, sie hatten sich zu einer anderen Waffengattung, vielleicht zur SS, gemeldet. Dort hatten alle drei wohl die größeren Karriere Chancen vor sich. Hauptsache sie waren weg und bei uns ist Friede eingekehrt.

Mit halbfertiger militärischer Ausbildung wurde unsere Abteilung nach Frankreich verlegt. Der Transport per Bahn dauerte wegen den Aufenthalten auf Rangierbahnhöfen einige Tage. Dass wir in Frankreich waren, wussten wir. Jedoch wohin es ging war uns nicht bekannt. Das eintönige Ra ta ta ta --- Ra ta ta ta --- Ra ta ta ta wollte kein Ende nehmen. Doch plötzlich war es weg, es rauschte nur noch. Was ist das? Wie ist das möglich? Wir fahren doch noch?

Des Rätsels Lösung: Die Franzosen waren den Deutschen im Eisenbahnbau weit voraus, sie verschweißten damals schon die Schienen der Schnellzugstrecken und konnten darum auch schneller fahren. Wir waren im Rhone Tal, auf einem kleinen Bahnhof im Dreieck Avignon, Tarascon und St.Remy. Hier endete unser Transport. Also im nicht besetzten Teil Frankreichs. Die Landschaft war so hell, so grün und fast eben "so fremd". Die endlos langen Baumalleen, wahrscheinlich eine Pappelart, fielen mir zuerst auf. Erst Jahre später erfuhr ich, dass die wegen den starken Südwinden im Rhone Tal gepflanzt sind. Später habe ich auch diesen Mistrall, auf meinem einsamen Wachposten in der Nacht, kennen gelernt. Kalt und stärker als alles was ich bis dahin erlebt hatte.

Nach kurzem Anmarsch erreichten wir Graveson, unser zukünftiges Quartier. Ein klei-

ner, hell und freundlich aussehender Ort, plötzlich dazwischen die knallig rot gestrichene Hausfront einer Autowerkstatt. Gleich links neben der geteerten Durchgangsstraße war ein etwa 40cm tiefer gelegener, etwa 60-70 cm breiter Kanal. Er war gemauert und nur an den Häuserfronten abgedeckt. Dieser Kanal führte fast klares Wasser und floss träge dahin. Der Zweck war leider gut sichtbar, er beförderte menschliche Exkrememente. Das Schockte mich in entgegengesetztem Sinne, wie die geschweißten Schienen. Hinter besagtem Kanal erhebt sich eine zwei Meter hohe Mauer, mit schönem Schmiedeeisernem Einfahrtstor, welches sich zu einem schattigen Hof, hin öffnet. Auf zwei Seiten waren offene Hallen. Wahrscheinlich war da vorher eine Weinhandlung, vielleicht ein reicher Jude der vertrieben wurde? An der Hausfront um die Ecke, lief die zwei Meter hohe Mauer weiter, bis zum Gärtnerhaus. Dort angebaut war der rechte Sandsteinpfeiler eines noch schöneren schmiedeeisernen Tores. Der linke Sandsteinpfeiler mit der passenden Eingangspforte reichte bis zum Herrenhaus. Alles in dem dort üblichen sehr hellen Sandstein, leicht gelblich und etwas hellgrau.

Das Gärtnerhaus diente uns als Wachlokal. Richtung Hof fand die Feldküche ihren Platz und die Vorräte waren im Herrenhaus untergebracht. Zudem befand sich dort auch Schreibstube, Krankenrevier und Unterkunft für Herrn Oberfeldmeister. Seinen Namen weiß ich nicht mehr, nur dass er im Zivilberuf Pfarrer war. Unser Schlafplatz war Stroh auf Beton in den offenen Hallen, es ging ja in den Sommer. Einmal glaubte ich einen verdorbenen Magen zu haben aber es war die Ruhr. Mir war es damals wirklich hundeeidend aber nach einer Woche Quarantäne im Krankenrevier ging es mir wieder gut. Der Waschplatz war eine mit Zinkblech beschlagene Holzrinne im Hof, mit 20 Wasserhähnen darüber und Aluminiumschüsseln, welche für alles Mögliche Verwendung fanden. Ob Füße oder Socken waschen, Salat putzen, Kartoffeln schälen oder auch Pudding, alles wurde darin gemacht. Ich bin mir nicht sicher, ob der Koch wirklich extra Schüsseln hatte. Ein Zelt mit Zeltgarnituren war unser Daheim. Einen Donnerbalken gab es in der Gartenecke, mit Grube, nicht überm Kanal. Zwei Dutzend Fahrräder standen uns zur Verfügung um zu dem von uns betrieben und bewachten Feldnachschieblager in 5 Kilometer Entfernung zu gelangen. Beide Objekte mussten Tag und

Nacht bewacht werden. In einem eingezäunten Gelände an Bahn und der Hauptstraße, in einer größeren Lagerhalle mit Nebengebäuden und Brunnen mit Windrad, war besagtes Lager. Werkzeuge, Waffen und Ersatzteile für alle deutschen Einheiten im unbesetzten Gebiet wurden von da aus verteilt. Da habe ich die erste Motorkettensäge gesehen. Sie musste noch von zwei Mann bedient werden. Die Abteilung war in drei Gruppen eingeteilt, im wöchentlichen Wechsel: Wache, Ausbildung und Arbeit. Immer wieder und immer eindringlicher wurde um Freiwillige geworben. Unverhofft erschien eines Tages ein Rekrutierungskommando mit Arzt, das die Leute für die SS einfach aussuchte. Alle wurden gemustert, sei es im Zelt oder im Hof. Nur ich stand 35 Meter weiter vor der Eingangspforte mit geladen, gesichert und umgehängten Gewehr auf Posten. Ich wurde zu meinem großen Glück einfach vergessen. War es wirklich nur Glück? Oder war es Gottes Wille? Ich neige zu letzterem und bin heute noch dankbar dafür.

Von dort aus konnte ich die Gelegenheiten nutzen einen Stierkampf in der Arena zu Nimes mitzuerleben und den Papstpalast und die Brücke von Avignon zu sehen.

Mein besonderes Interesse galt schon immer technischen Dingen. So auch dem Brunnen mit Windrad, ganz ähnlich denen auf Mallorca die ich wohl erst 20 Jahre später sah. Weil ich bei der Wache dort genug Zeit hatte, habe ich alles genau inspiziert. Das horizontal auf einem Metalmast drehbare vielfächerige Windrad aus Blech sitzt fest auf einer Kurbelwelle, welche eine bis fast zum Grund des Brunnens reichenden Pleuelstange auf und ab bewegte. Letztere ist mit dem Kolben der Pumpe verbunden und hebt das Wasser je einen Kurbelhub hoch. Ein- und Auslassventil verhindern den Rückfluss. Ein auf und ab pendelndes Gegengewicht gleicht das Gewicht der Pleuelstange und der Wassersäule aus. Das Ein- und Ausschalten geschieht durch, in- oder aus dem Wind schwenken, der "Schwanzflosse"

Die Speckfront

Am 31. August 1943 wurde ich Matrose = Rekrut der Kriegsmarine, bei der 14. Schiffsstammabteilung in Breda. (Holland) Alles war neu außer der Grundausbildung, vor allem die Uniform aber auch daran hatte ich mich bald gewöhnt. Schon Anfang November kam das erste Folgekommando. Nicht als Heizer auf irgendein Schiff, sondern dahin wo es über den Winter wahrscheinlich viel kälter war, in den Norden zu einer Küstenbatterie. Kristiansand in Norwegen und Hanstholm in Dänemark liegen sich gegenüber in 120 km Entfernung über Skagerrak die Meerenge. An beiden Standorten waren die schwersten und am weitesten reichenden Geschütze = Kanonen versteckt und fest am Ufer einbetoniert. Sie sollten einen Durchbruch feindlicher Kriegsschiffe in die Ostsee verhindern. Ich wurde Marine Artillerist in Hanstholm. Im "Keller" dieser riesigen Geschütze waren die Munitionsräume sternförmig angeordnet und jeweils durch doppelte Stahltüren verschlossen. Sie sind nur aus dem Rundgang um ein Geschütz zu erreichen. Im Rundgang mit endlosen Schienen waren je drei mal drei Spezial-Loren, zum Schieben für Geschöß, Vorkartusche und Hauptkartusche. Alles war absolut

eben und leichtgängig. Mittels Kettenzügen mit Spezialzangen an Deckenschienen, konnten so die 3 Teile in der richtigen Reihenfolge gleichzeitig und schnell auf die Loren verladen und zur Weitergabe an die Bedienungsmannschaft gebracht werden. Das wäre im Ernstfall unsere Aufgabe gewesen und das haben wir geübt und geübt und geübt. Ob wir mit den echten oder Betongranaten geübt haben, weiß ich nicht. Jedenfalls waren wir immer äußerst vorsichtig. Solche Brocken flößen einem Respekt ein. Und darum haben wir auch in dem Einfamilienhaus nur 60 Meter weiter geschlafen. Weitere 100 Meter waren es zur Küche und Speisesaal. Am Dünenstrand vor den Geschützen haben wir den Strandhafer gepflanzt.

Im Winter 1943 waren in ganz Deutschland alle Lebensmittel knapp auch an allen Fronten wurde gespart wo es ging außer in Dänemark. Hier konnte man im Land erzeugte Lebensmittel noch ohne Marken oder Bezugsschein kaufen. Reichsmark und dänische Krone konnte man 1 zu 2 tauschen oder einfach fast überall in RM bezahlen. In einem Café in Tiestet gab's eine kleine Sahnetorte für 2 RM

und die genehmigten wir uns nach dem Soldatenkino. Ich weiß noch genau, es lief "Ohm Krüger" ein nationalsozialistischer Hetz Film den ich zum zweiten Mal sah. Mit der Torte war das ähnlich wie mit einer Gans, wie mein Vater spaßeshalber sagte " eine Gans ist ein dummes Vieh: für Einen zu Viel und für Zwei zu Wenig". Eine ganze Sahnetorte schaffte nicht jeder. Zu Weihnachten gab es pro Mann eine Gänsekeule, Bratkartoffeln und Pudding, den Rest der Gänse dann im Laufe der Woche. Das war der Gipfel und an der nächsten Weihnacht 1944 als Soldat und erst 1945 als Kriegsgefangener konnte ich nur daran zurückdenken oder davon träumen und erzählen. Auf dem Weg zu unserer Unterkunft kam man an der Küche vorbei und konnte durch ein Großes Fenster hinein sehen. Einmal schwammen die, ach so fein schmeckenden Schollen im heißen Fett oder Kartoffelpuffer. Da war sogar das kartoffelschälen wie sonst wo, nicht verpönt. Die Verpflegung war bei der Marine durchweg gut aber in Dänemark einfach am besten.

Anschließend landete ich, weil die Ausbildungskapazität für Maschinenpersonal für U-Boote erschöpft war, für ein viertel Jahr bei einem (ich nenne es Gammel Kommando weil nur Wiederholung der Grundausbildung) in Leer Ostfriesland. Winter- und Frühlingswetter dieser Landschaft, Nebel, Regen und Schneematsch lernte ich da zur Genüge kennen. Dass ich inzwischen der U-Bootwaffe zugeteilt war ohne mich freiwillig gemeldet zu haben, danach fragte niemand. Über Sommer lief dann mein Unterseebootslehrgang in Neustadt Holstein. Das zu lernende war sehr umfangreich und wurde auch gut "herübergebracht". Die Ausbilder waren durchweg streng, aber auch gerecht. Bei einem Spind Appell ließ sich mein Zugoffizier, weil alles so "akkurat" gestapelt war, meine Socken zeigen, dabei stellte er fest, dass diese sehr exakt gestopft waren. Das war eine Spezialität meiner Schwester Marielle und sie hat es mir beigebracht wie auch unserer Cousine Heidi,

meiner zweiten Frau. Daraufhin wurde ich Aufklärer bei Herrn Leutnant. Bei der Wehrmacht sagte man Putzer. Ich musste sein Zimmer aufräumen und sauber halten Uniform ausbürsten Schuhe putzen und seine Hemden zur Wäscherei bringen. Dafür war ich vom Außendienst (exerzieren und Sport) befreit. Ihm verdanke ich auch die Empfehlung zur Weiterbildung, wodurch mein Einsatz, also ein Bordkommando, um ein halbes Jahr verzögert wurde. Die zunehmenden Bombenangriffe behinderten den Bau von neuen Unterseebooten und lies somit die Zahl der ausgelieferten Boote stark sinken und damit wurde mein Einsatz immer unwahrscheinlicher.

Im Hafen lagen einige für unsere Ausbildung bestimmte Kutter, welche mit 12 Riemen zum Rudern bestückt werden konnten, aber auch zum Segeln geeignet waren. Rudern standen im Lehrplan und wir haben uns dabei auch einen ordentlichen Muskelkater der Bauchmuskulatur geholt. An Segeln dachte da von uns niemand, man sah sie nur gelegentlich da draußen vereinzelt. Mein Leutnant war leidenschaftlicher Segler. Er wählte sich seine Mannschaft aus, darunter auch ich und unterrichtete uns nach dem Dienst in den Grundbegriffen des Segelns. Also ein Schnellkurs über Fock-, Groß- und Besan- Segel, über Schwert, heißen und fieren Tauwerk belegen Luv und Lee und so weiter. Das geschah alles in der Woche vor Pfingsten 1944.

Ein absoluter Höhepunkt in meiner Ausbildungszeit war dann doch dieser Segeltörn am Pfingstmontag in der Neustädter Bucht vor Eggenförde. Das Fertigmachen und Auftakeln des Kutters bis alles seine Richtigkeit hatte dauerte doch seine Zeit und die ersten Manöver bereiteten uns schon größere Mühe. Segeln ist eben auch harte Arbeit. Als wir dann weit genug draußen Wende und Halse geübt hatten, konnten wir uns vom Wind Treiben lassen und wir haben uns gefühlt wie Millionärssöhne.

Damals Memel heute Klaipeda

Hier machte ich die praktische Ausbildung zum Maschinenmaat. Im Hafen lagen mehrere U-Boote des Typs "Sieben C", eines davon war für unsere Ausbildung reserviert. Zum ersten Mal betraten wir ein Boot von dem wir schon so viel gelernt, aber noch nichts gesehen hatten.

Unser Ausbilder und Zugführer war ein junger Leutnant namens Segmüller der aus Zweibrücken stammte. Sein Vater war der Bahnhofsvorsteher in Altenglan, wo er auch mit seiner Familie wohnte, was sich jedoch erst später herausstellte. Nach dem Krieg heiratete er eine Schulkameradin von mir, wohnte in Rammelsbach, war dort Lehrer und ist auch dort begraben. Ich habe den Kontakt zu ihm nie gesucht, wegen der schlechten Erinnerung. Trotzdem habe ich sein Grab besucht und ich trage ihm nichts mehr nach. Er war ein "Schleifer". Selbst sehr sportlich durchtrainiert und topfit, forderte er das auch von uns. Täglich 10km Laufschrift durch den Wald, am nächsten Tag 5km und direkt anschließend ein Handballspiel. Nur die praktischen Übungen und Handhabungen, auf dem Boot, empfand ich als sinnvoll. Antreten auf dem Vorderdeck und dann alle nacheinander quer durchs Boot. Auf den Turm, durchs Turmluk, die Leiter hinunter, durchs Turmzentraleluk, weiter hinunter in die Zentrale, achteraus durch's Zentrale Achterluk und ein wasserdichtes Luck, hinauf durchs Kombüsenluk aufs Oberdeck, nach vorn um Turm und Geschützstand zum Ausgangspunkt. Die gestoppte Zeit wurde mit jedem Durchgang besser, aber die Beulen an Kopf, Knien und sonst wo häufiger. Muskelkater und Beulen hatten wir während der gesamten Ausbildungszeit.

Kurz vorm Abschluss wurden wir unerwartet für andere Aufgaben eingesetzt. Von Auflösung der Ostfront und Flüchtlings-Treks westwärts ahnten wir noch nichts. Die Ausrüstung und Ausbildung als Infanterist hatten wir ja sowieso, schon von Kindesbeinen an. Aber für einen Einsatz gegen feindliche Partisanen waren wir keinesfalls geeignet und nicht im Geringsten vorbereitet. Trotzdem schickte man uns ohne gesicherten Proviantnachschub ins Memeler Hinterland. Damals war das Litauen. Meiner Gruppe wurde ein

verlässener kleiner Bauernhof mit Windmühle zugewiesen. Feuerstätte, Brunnen sowie Brennholz waren vorhanden und Kommissbrot für 2 Tage hatten wir dabei. Unser Auftrag, immer zur eigenen Sicherheit mit zwei Mann, Ausschau zu halten und jede verdächtige Bewegung zu melden erfüllten wir. Von der Windmühle aus war die beste Aussicht. Jedoch nur am ersten Tag, am zweiten Tag war dichter Nebel und Garnichts zu sehen. Für mich war das die beste Gelegenheit die mir bis dahin unbekannt Mechanik einer hölzernen Bockwindmühle eingehend anzuschauen. Mein Urteil war, Uralt und seit Jahren defekt aber interessant und lehrreich. Ein Gruppenkamerad brachte einen lebenden Hasen an, doch keiner konnte ihn schlachten und abziehen. Als ich treuherzig erzählte, dass ich bei meinem Vater wiederholt zugehört hätte, wie das gemacht wird, blieb mir nach heftigem wehren nichts anderes übrig. Also, ich musste meinen ersten Hasen schlachten. Das Zubereiten übernahmen Andere und geschmeckt hat er mir nicht. Wir besorgten uns Stroh und legten es in ein Zimmer und schliefen dort. Es war zwar warm, aber die Flöhe haben uns wüst zuge richtet und wir waren eine Erfahrung reicher.

Ein Pferd war gestürzt und musste erschossen werden, die Truppe zog weiter und ließ es liegen. Da ich zuvor einen Hasen geschlachtet habe erwarteten meine Kameraden von mir das ich jetzt das Pferd mit Hilfe eines Taschenmessers und einer Axt schlachte. Gegen Abend kam dann zum Glück unsere Verpflegung und wir wurden zurück in unsere Kasernen gebracht. Wir konnten duschen und in unseren Betten schlafen. Der Sinn oder Zweck dieser Aktion? Bleibt mir ein "Militärisches Geheimnis". Ein Proviantlager im Hafen von Memel sollte geräumt werden und als Transportschiff lag das 25.000 Tonnen Walfangmuttersschiff Walter Rau bereit. Ein Spezialschiff zur Zerlegung, Verarbeitung und Lagerung, der von den dazugehörigen Fangbooten gejagten und herbeigeschleppten "Wal-fischen". Dazu war am Schiffsheck, also hinten ähnlich einer Fähre, eine bis unter den Wasserspiegel reichende breite und steile "Straße" zum an Bord ziehen der mächtigen Wale. Reichlich Kühlkapazität stand da ja auch zur Verfügung.

Da kein Verladepersonal zur Verfügung stand, mussten wir einspringen. 50Kg Säcke mit Fein- Zucker wurden per Kran im Netz in die Laderäume des Schiffs herabgelassen. Das aufnehmen, per Sackkarre etwa 50 Meter fahren und im Laderaum stapeln, trieb bei uns den Schweiß. Darum arbeiteten wir mit entblößtem Oberkörper und suchten Frischluft, welche unter der Ladeluke zu finden war. Bei einer der nächsten Frachten riss unerwartet ein Zuckersack und entlud sich über uns. Wir sahen aus wie gepuderte Berliner und das juckte fürchterlich. Anderntags wurde Käse verladen, Holländischer Käse in Rad Form. Dazu benutzten wir nicht die Sackkarren, sondern rollten den Käse zum Stapelplatz. Ich dachte dabei "Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt?"

Ein paar Tage danach wurden wir per Bahn nach Wesermünde-Bremerhaven, zum Absolvieren des Theoretischen Teils der Ausbildung zum Maschinenmaat, verlegt. Während unserer Anreise war dort ein schwerer Bombenangriff mit Luftminen und Brandbomben. (An anderer Stelle habe ich darüber berichtet). Diesen Luftangriff, genauso wie die gnadenlose Rückzugswalze vom Osten nach Westen, was ja Hunderttausende oder gar Millionen Menschenleben kostete, sowohl an Land wie auf dem Seeweg, man braucht nur an die "WILHEM GUSTLOF" zu denken, brauchte ich nicht mitzuerleben.

Wieder einmal hatte Gott seine schützende Hand über mich gehalten.

Kadavergehorsam

Zu meinem in der "Allez hopp" 2011-01 (Nichtamtliches Mitteilungsblatt)
"Sonderausgabe 575-JAHRE Blaubach" erschienenen Beitrag habe ich als Überschrift

Kadavergehorsam als passend empfunden. Ich will veranschaulichen wie man meine Generation gezielt und von Kind an zu blindem Gehorsam und sturem ausführen von Kommandos und Befehlen gebracht hat. Schon als Achtjähriger durfte bzw. "musste" auch ich stramm stehen und exerzieren, ich wollte mich doch nicht lächerlich machen vor meinen Altersgenossen und machte gedankenlos mit. Damit fing alles an. Selbstständiges Denken wurde so abtrainiert und die natürliche Charakterreifeung der Jugend wurde so unterbunden. Man hat uns der Jugend, beraubt.

Aus braven Jungs wurden so Henker und Mörder. Die seelenlose Waffentechnik und der Selbsterhaltungstrieb hatte aus uns sogar Massenmörder gemacht

Wäre es nicht Massenmord gewesen, wenn ich als Besatzungsmitglied eines U-Boots mitgeholfen hätte Schiffe zu versenken? Damals als junger Mann gab es derartige Überlegungen einfach nicht. Wir waren verblendet und bereit dazu.

Ich möchte dass man sich Gedanken darüber macht und diskutiert. Über die beiden gegensätzlichen Begriffe Kadavergehorsam und Befehlsverweigerung und ob es noch etwas dazwischen gibt?

Einer unserer ältesten Mitbürger erzählt von seinen letzten Kriegswochen

Ich war willig, aber nie freiwillig, man machte sich meine Vorliebe für technische Dinge zu nutzen, in dem man mich zur Marine einzog und weil ich tauglich war, zur U-Bootwaffe steckte. Von dieser komplizierten auf engstem Raum geballten Technik war ich begeistert. Dass ich durch Bedienung von Maschinen mithelfen sollte, Menschen zu töten war mir nie bewusst – das sagt einem Keiner.

Zweieinhalb Tage Bahntransport in Personenwagen mit Holzbänken und sechs Mann im Abteil mit Gepäck, und kein Platz zu Liegen waren hinter uns. Vom nordöstlichsten Teil Ostpreußens an der Grenze nach Litauen über Königsberg Danzig Stettin entlang der Ostseeküste und Hamburg nach Wesermünde Bremerhaven:

Ein Komißbrot und eine Hartwurst war die Marschverpflegung. Dazu gab es bei Halten auf Rangierbahnhöfen oder beim Lokomotivwechsel heißen Tee, auch Wasser in Kochgeschirr oder Feldflasche.

Unsere Ausrüstung war „Sturmgepäck“: Gewehr, Stahlhelm, Gasmasken, Brotbeutel, Feldflasche, Koppel, Patronentasche, Kochgeschirr und Wolldecke. Die Kleidung: Schnürschuhe, Hose, Jacke, und Mantel in feldgrau mit goldfarbenen Abzeichen. Im Seesack verstaut waren die Marschstiefel, Marinehose, Hemd, Colani und Tellermütze in blau mit Band und goldenem Aufdruck „Kriegsmarine“. Exerzierkragen mit gebundenem Halstuch, dazu kam das „Arbeitspäckchen“ in undefinierbarem weiß-grau-beige: Hose, Hemd und Segeltuchschuhe. Ersatzwäsche, Socken, Rasierzeug, Nähzeug, Schreibzeug und alle persönlichen Sachen. Wegen des Tage zuvor gewesenen Luftangriffes auf die Stadt stand kein Transportmittel zur Verfügung und jeder trug seine gut 50kg von der Bahn durch die noch rauchenden Trümmer zur Kaserne.

Die Erinnerung an diesen schrecklichen Geruch, den alle Bewohner der damals zerbombten Städte erlebten werde ich mein Leben lang nicht mehr los. Ich würde mir wünschen, dass niemand friedliebendes jemals sowas erleben muss - schwelende Trümmer und bei lebendigem Leib verbrannte Menschen, dazu das stetige Bangen um die eigenen Angehörigen. Jedoch Jedem der einen Krieg anzettelt, andere hinschickt, an Waffenhandel oder Herstellung Geld verdient, sollte der besagte Gestank lebenslang und unauslöschlich anhaften.

Rund eineinhalb Jahre zuvor, am 31. August 1943 hatte ich die Trümmer von Köln gesehen und dachte damals

„Ach, wie schlimm, dass so etwas möglich ist! Das ist ja entsetzlich! „Aber WIR, werden es ihnen zeigen - WIR werden siegen“ – so waren wir erzogen. Ich glaubte fest an den Endsieg!

Nach dieser Erfahrung in Wesermünde war allerdings mein Enthusiasmus vorbei.

Zwanzigjährig, 1,82 m groß und 75 kg schwer war ich immer einer der Längsten und damit in den beiden ersten Gliedern jeder Formation. Das war schon mit zehn Jahren im Jungvolk so, denn da ging's schon los mit „Antreten, der Größe nach aufstellen“ und Exerzieren.

Bedingungsloser Gehorsam, das augenblickliche Ausführen von Befehlen, ohne Zögern und Überlegen oder gar den Sinn zu überdenken, wurde meiner Generation bewusst eingeimpft.

Der ideale Hitlerjunge war „flink wie ein Windhund hart wie Kruppstahl und zäh wie Leder“.

Wer in dem Alter hat kein Idol?

Eine militärische Grundausbildung war eigentlich gar nicht mehr nötig. Nur Drill (auch oft schikanös) Gewehrgriff, Stehschritt und Scharfschießen kamen dazu. Führer, Volk und Vaterland, sowie das ehrenhafte Soldat sein wurden glorifiziert.

Es war Ende Januar 1945 und der allgemeine Unterseebootslehrgang sowie die dreimonatige, praktische Unteroffiziersausbildung auf einem Unterseeboot der VII.-C Klasse (noch ohne Schnorchel) im Hafen von Memel heute Klaipeda waren abgeschlossen. Die Marineschule Wesermünde sollte der theoretischen Fortbildung und Warten auf ein Bordkommando mit anschließenden Probe- und Übungsfahrten, Beförderung zum Maschinenwart und Fronteinsatz dienen.

Was zu diesem Zeitpunkt von uns keiner wusste. Dass fast alle VII.-C Boote von Feindfahrt nicht mehr zurückkamen und die zerbombten Werften so gut wie keine mehr liefern konnten, ersparte mir mit großer Wahrscheinlichkeit ein Seemannsgrab.

Verstärkt war jetzt Infanterieausbildung, Sport und Schießen angesagt. Immer öfter, meistens nachts gab es Fliegeralarm und wir mussten in die Bunker. Während einer Schießübung war kein Bunker in der Nähe. Am hellen Vormittag in großer Höhe kamen etwa 10 Bombergeschwader mit Geleitschutz aus Richtung England. Bestimmt mehr als 150 Maschinen in mehreren Wellen.

Welche deutsche Stadt wird heute zerstört? Wen wird es heute treffen? Wie viele Menschen müssen wieder sterben. Leben meine Eltern noch, meine Geschwister, was hat's noch für einen Sinn? Was könnte ich dagegen tun? Eine ohnmächtige Wut staute sich an. Gegen was? Gegen wen?

Ich bin Soldat, habe Befehle auszuführen und zu gehorchen!

Eines Tages, Mitte April 1945 wurden die drei Kompanien der Marineschule zum, ein paar Kilometer außerhalb der Stadt liegenden, Schießplatz befohlen, um eine Urteilsvollstreckung auszuführen. Meine, die erste Kompanie, musste das Erschießungskommando stellen. Jeder, auch ich, bekam einen Schuss Munition. Wir mussten das Gewehr laden und sichern. Mir sträubte sich der Magen bei dem Gedanken, dass ich jetzt einen Menschen erschießen muss „lieber Gott, bewahre mich davor“.

Angetreten wurde wegen der etwas beengten Platzverhältnisse in Viererreihen in offenem Karree, wir in der Mitte. Das Kommando „rührt euch“, „abzählen“, „zählt“ unterbrachen meine Gedanken.

Das bedeutet, dass alle Leute im ersten Glied stramm stehen, und nach rechts blicken. Der rechte Flügelmann blickt nach links, ruft seinem Nebenmann „eins“ zu, „blickt geradeaus“ und „rührt“. Der zweite blickt nach links und

ruft zwei „blickt geradeaus“ und rührt. So geht es weiter bis zum Ende des Zuges und die Reihen sind nummeriert.

Jetzt erschallt das Kommando: „Reihe drei, fünf Schritte vortreten“, „Reihe fünf, fünf Schritte vortreten“, „Reihe neun, fünf Schritte vortreten“. Danach das Kommando: „vor der Front antreten und aufrücken“ - „Erschießungskommando rührt euch“.

Inzwischen war ein Marinesoldat, (Angehöriger der Kriegsmarine, wie uns Hitler nannte) in Fesseln vor eine Mauer mit Sandsäcken geführt worden. Ein Mann Ende zwanzig, der versucht hatte, mit einem Boot die Ostsee zu überqueren um die schwedische Küste zu erreichen.

Von einem Offizier in blau, wahrscheinlich einem politischen Führungsbeamten, was die silbernen Streifen andeuteten wurde das Kriegsgerichtsurteil verlesen. Den genauen Wortlaut weiß ich natürlich nicht mehr. Jedenfalls war von Verrat an Führer, Volk und Vaterland, Bruch des Treueeides, Fahnenflucht und Todesurteil durch Erschießen die Rede. Das soll für uns alle eine Abschreckung und Mahnung sein. Jetzt wurden dem Verurteilten die Augen verbunden und die Bewacher gingen zehn Schritte zur Seite.

„Erschießungskommando Gewehr entsichern, anlegen und zielen“, „gebt Feuer“ und „ganze Abteilung kehrt“, waren die nächsten dicht folgenden Kommandos. Gerade war noch so viel Zeit, dass man das Zusammensacken des Erschossenen sehen konnte.

Nach einem Moment wieder ein Kommando „Erschießungskommando einordnen“, danach „links um“, „im Gleichschritt Marsch“. Nach dreihundert Metern „Abteilung halt“, „links um“, „Gewehr entladen“ und „Patronen“ abgeben.

Die scharfe Munition und die leeren Patronenhülsen wurden sehr gewissenhaft gezählt und in die Schießgladde eingetragen. Mit Gottes Hilfe hatte ich Glück und brauchte nicht zu schießen. Ich stand in der zweiten Reihe.

Ob der vorgenannte „Silberling“, wie wir die Herren mit silbernen Rangabzeichen nannten, der Marinerichter war, der dieses Todesurteil fällte oder sein beauftragter der es vollstrecken

lies, weiß ich nicht.

Erst 1978 wurde bekannt, dass Hans Filbinger der stellvertretende Vorsitzende der CDU, Bundestagspräsident und Ministerpräsident von Baden-Württemberg damals Marinerichter und Mitglied der NSDAP war und bis in die letzten Kriegstage Todesurteile fällte (ich

vermute hier einen Zusammenhang), und sogar nach Kriegsende für die Engländer, deutsche Kriegsgerichtsbarkeit gegen uns Kriegsgefangene ausübte.

Seine Rechtfertigung war:

„Was damals rechtens war, kann heute nicht Unrecht sein.“

Filbinger starb im Alter von 93 Jahren am 1. April 2007 und hat den Staat samt Pension Millionen gekostet.

Hätte ich Schießen müssen hätte ich bestimmt daneben gezielt und damit mein gutes Gewissen behalten.

Ich möchte dass die Menschen nach Mir in einer besseren Welt leben als ich sie erlebt habe.

- Jeder sollte Arbeit haben und davon gut leben können.
- Niemand sollte sich finden um machtgierige Politiker und die Geldsäcke von Spekulanten und Waffenherstellern zu schützen. Die Folge daraus wäre doch "Friede auf Erden" Und das wünsche ich Euch Allen.

Westfront

Wenige Tage später erreichte uns der Marschbefehl zur Westfront. Die Engländer und Amerikaner rückten durch Holland vor und wir sollten sie an der Ems stoppen. Aus heutiger Sicht, eine Wahnsinnsidee.

Über die Weser und 3 Tage später über die Ems wurden wir übergesetzt. Dazwischen lagen Tages und Nachtmärsche mit mehreren Luftangriffen durch Tiefflieger. Einmal hatte ich an der Häuserfront in einer Dorfstraße Deckung gesucht und dabei den Kopf aus Angst in ein Kellerfenster gerammt, sodass ich hinterher große Mühe hatte den Stahlhelm heraus zu bekommen. Nur wer selbst einmal in echter Todesangst war und nicht nur für einen Augenblick, der kann meine Reaktion verstehen. Infanteristen und Fallschirmjäger kamen uns entgegen und wir glaubten, dass "wir Sie" ablösen sollten. Heute weiß ich "Die" waren auf der Flucht, von der Front.

Ich entsinne mich, am 20. April (Führers Geburtstag) wurde ich zu einer Patrouille eingeteilt, die mindestens 5 Stunden dauerte und über endlose Weiden, über Siele und Deiche ging. Danach gab's Verpflegung und einen halben Tag Ruhe. Vorher, selbstverständlich Waffen reinigen. Alle waren damals, durch die tagelangen Anstrengungen und sehr wenig Schlaf, sehr müde. Am Ortsrand eines kleinen holländischen Dorfes westlich von Winscho-

ten, verschanzten wir uns. Der Geschützdonner der Tag und Nacht von weither zu hören war, war jetzt sehr nah. Unbekannt war uns als "Frontneuling" die Waffe, die in halbsekündiger Folge, Serien abfeuerte. Mein Kamerad Ulrich Borchert, als Schütze 2 und ich als Schütze 1, sowie 2 weitere MG Stände rechts und links von uns sollten mit unseren alten leichten Maschinengewehren die Panzer der Alliierten aufhalten. Gegen Ende der ersten Nacht im Schützenloch griffen die Engländer mit Raketenwerfern und Panzern an. Grelle Lichtblitze und ganz nahe Detonationen um uns herum, Augen und Ohren sowie unsere Nerven waren total überfordert.

Etwas Glühendes flog in unser Loch und Ulrich schrie " raus ", was ich auch augenblicklich tat und suchte Deckung hinter der nächsten Hausecke. Rundum krachte und blitzte es immer noch. Einschläge links, rechts, hinter und vor uns. Ich dachte, es dauert Ewig und in panischer Angst presste ich mich auf die Erde bis es ruhig wurde und kein Schuss mehr viel.

War das eine Handgranate? wie ich meinte. Nein, die glüht doch nicht vorher. Heute weiß ich, es war Phosphor in unserem Loch. Aber wo war Ulrich, mein Kamerad?

Unser Kompanieführer war zum Glück einsichtig, lies die Weisse Flagge zeigen und befahl die Waffen niederzulegen. Geschlossen marschierten wir in Gefangenschaft. Ulrich

war nicht dabei und eine reale Möglichkeit ihn zu suchen gab es jetzt nicht mehr. Wahrscheinlich sprang er gleichzeitig mit mir aus dem Loch, aber in die andere Richtung, fand dort Deckung und ging mit einer anderen Gruppe in eine andere Richtung, ebenfalls in Gefangenschaft. Zweite Möglichkeit, er wurde verwundet und wurde in ein Lazarett gebracht. An die dritte und letzte, fürchte ich mich zu denken. Er könnte neben mir tödlich getroffen worden sein. Da ich nur seinen Vor- und Zunamen und dass er aus einem sehr kleinen Ort in Mecklenburg stammte, direkt an einem kleineren See gelegen, wusste, war auch später die Suche in der DDR sinnlos. Ich selbst habe von damals noch einen kleinen

Splitter im rechten Oberarm, der mich nie richtig störte und deshalb unbehandelt blieb. Unser vorjähriger Urlaub, per Bus, führte von mir nicht ganz unbeabsichtigt zur Mecklenburgischen Seenplatte. Ich wollte die Heimat von Ulrich einmal sehen. Gern hätte ich auch dabei, ihn einmal besucht. Als ich aus dem Busfenster Schlosserei Borchert las und 700 m weiter unser Bus zu einer längeren Pause anhielt, lies ich mich nicht aufhalten dort vorzusprechen und mich, wenn auch leider vergebens nach Ulrich zu erkundigen. Sein Familienname ist dort nicht selten.

So sieht man doch, dass die Geschehnisse von damals noch heute meine Gedanken bewegen.

Kriegsgefangenschaft

Nach längerem Anmarsch erfolgte auf einer großen Wiese die Filzaktion. In zwei Gliedern mit 5m Abstand und 2m von Mann zu Mann mussten wir unsere Habseligkeiten ausbreiten und alle Taschen vollkommen leeren. In der Mehrzahl dunkelhäutige Soldaten, tasteten unsere Körper ab, das war nicht angenehm. Sie nahmen an sich, was ihnen gefiel. Die Befehle gab ein Uniformierter, mit wie ich damals empfand überdimensionierter Reitpeitsche, die er drohend bewegte. Ein feststehendes 8cm langes Messer konnte ich noch rechtzeitig entsorgen, indem ich es senkrecht in den Wiesenboden getreten habe. Meine Taschenuhr, obwohl der Sekundenzeiger fehlte und das Glas gebrochen war, wurde Kriegsbeute. Von dort wurden wir in ein Sammellager gebracht zu anderen Gefangenen, in Hundertschaften aufgeteilt und mit schwarzem Tee mit Milch und Keksen notverpflegt. Etwa eine Woche lang unter freiem Himmel, bei zum Glück gutem Wetter gab es ab dem dritten Tag auch in Dosen gepresstes Rindfleisch, Corned Beef und kein Brot.

Noch nie in meinem Leben habe ich mich so schlecht gefühlt wie in den ersten Tagen der Gefangenschaft. So müde, so rechtlos, so gedemütigt, dem Vaterland habe ich die Treue gebrochen und den Fahneid. Zwar habe ich damit mein Leben gerettet, aber ich war jetzt jeder Willkür des "Feindes" Ausgesetzt. Dass ich nie mehr eine Waffe angreife, musste ich unterschreiben und die Ausführung des Mor-

gentauplanes schwebte als Gerücht über unseren Köpfen. Von allen Kameraden getrennt, wurden wir in Viehwaggons stehend durch ganz Belgien transportiert. Beim ausladen auf freiem Feld standen die Belgier spalier mit Knüppeln zum Spießrutenlaufen. Direkt nach einem älteren Kameraden sprang ich hinaus und entging so den Knüppeln. Ich weiß nicht von wem ich es wusste, wie ich es erfahren habe, ob ich es mir aus kleinen Anzeichen oder Bruchstücken von Informationen zusammensammelte. Ich war mir jedenfalls sicher, dass ich von polnischen Soldaten im Dienst von England gefangen und bewacht wurde. Genauso sicher war ich, dass der oder die in englischer Offiziersuniform, stets mit Reitpeitsche auftretenden Lagerführer, gut deutsch sprechende Juden waren. Aus Erzählungen weiß ich, dass dieselbe auch benutzt wurde. Das Lager war ein Camp und der Teil der unseren "Auslauf" (etwa 200x300 m) doppelt mit Stacheldraht sicher umgrenzte war ein Cage zu Deutsch Käfig. Wir waren "prisoner of war" kurz PoW. Das PoW war groß in gelber Farbe auf dem Rücken unserer Kleidung gestempelt. Morgens und abends war Zählappel. 5 Glieder je 20 Mann war eine Hundertschaft. Um das zählen durch den deutschen und den englischen Lagerführer oder seinen Adjutanten zu erleichtern musste genauestens ausgerichtet werden. Ich erinnere mich, dass sechs etwa Quadratisch angelegte Cages an einer Lagerstraße (Feldweg) rechts und links mit je 2500 Mann belegt wa-

ren. Die Lagerpolizei (PoWs mit weißer Armbinde) unter deutscher Leitung sorgte für Ordnung. Vor allen Dingen mussten die Ausgabe der Lebensmittel organisiert, be- und überwacht werden. Das Essen kam per LKW und musste schnell und gerecht an zweieinhalb tausend Mann ausgeteilt werden. Dass besorgten meistens die Unteroffiziere der Lagerpolizei in der Nähe des Eingangs-Tors am Hauptzelt. Es war eine organisatorisch anspruchsvolle Aufgabe. Nur selten war etwas über und wurde als Nachschlag verteilt. Trotzdem gab es immer eine Warteschlange dafür. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit war unserem Essen Psychopharmaka beige-fügt, um uns friedlich zu halten. Uns allen war ja auch ganz instinktiv bewusst, dass unsere Bewacher rundum auf den Türmen, nicht zögern würden den Zeigefinger zu krümmen um Ordnung zu schaffen. Die Standorte der mit je zwei Mann und MG Bestückten Wachtürme waren so angelegt dass jeder Wickel unseres Käfigs von irgendwoher einzusehen war. Als dass alles geregelt war, gab es täglich 1 mal etwa 3/4 Liter Suppeneintopf meist sehr dünn, 2 mal täglich 1 Liter schwarzer Tee mit Zucker und Milch sowie für je 8 Mann ein Weißbrot etwa 13x13x13cm und 1/4 Dose Butter etwa 20 bis 25 Gramm. Abends auch "Jam" Marmelade etwa 1/2 Esslöffel. Das Brot Scheibenweise zu teilen, hätte unwillkürlich zu Streit geführt, weil niemand acht gleichgroße Scheiben von Hand schneiden kann. Nur durch halbieren, halbieren der Hälften und halbieren der Viertel konnte möglichst gerecht geteilt werden. Jedes Stück also etwa 6x6x6cm. Jeder hatte eine Außenecke mit drei Außenseiten und drei geschnittenen Seiten, genauer geht es nicht. Die Verpflegung war nicht schlecht, aber auch nicht ausreichend. Deshalb habe ich mir angewöhnt bis zu 20 Stunden täglich zu schlafen. Zum Klo konnte ich erst wieder am 32 ten Tag, aber mit sehr großer Anstrengung und nur weil mich ein älterer Kamerad sehr eindringlich und drastisch warnte. Von meinen 75 kg hatte ich 40 verloren. Ich habe gesehen wie ein Kamerad, der mein Vater hätte sein können mit einer leeren Butterdose die Erde (sandiger Lehm bei Waterloo in der Nähe von Brüssel) umgrub um Regenwürmer zum Essen zu finden. Mehr zu essen hatte innerhalb des Käfigs die deutsche Lagerleitung. Wozu die Lagerpolizei, Sanitäter und die Fäkalienverbrenner zählten. Also alle die zur Aufrechterhaltung eines geordneten Betriebes nötig waren hatten den ersten Zugriff auf die Verpflegung. Unsere

Waschgelegenheit für 2500 Mann bestand aus ein paar rohen, Tannenstämmchen, ein paar Schalbrettern und einer Wasserleitung mit 24 Hähnen darüber. Leere Keks oder Teekanister, Quadratisch für etwa 10 Liter, standen stets herum zum Wäsche waschen. Selbstverständlich nur mit kaltem Wasser. Von der "berühmten" blass hellgrünen Kalk oder Kriegsseife bekamen wir ausreichend. Es gab sogar gelegentlich Zigaretten der Marke "Wild Woodbiene." Anfänglich verschenkte ich sie, andere nahmen Brot dafür. Als ich dann erlebte, dass Kameraden wegen den von mir verschenkten Zigaretten sich an die Gurgel gingen, fing ich selbst an zu rauchen.

Es war heiß! Und ich hatte ja nur lange Unterhosen, eine Badehose hätte ich gebraucht. Da kam mir der Gedanke, aus meinem Marineschal eine zu nähen. Der sehr dehnbare Schlauch war dafür gar nicht so schlecht geeignet. Zwei je 35cm lange Stücke, jedes 25cm der Länge nach aufgeschnitten, sauber zusammengenäht, oben und unten gesäumt und ich wurde um meine Badehose beneidet. Für den Nähfaden hatte ich einen Teil aufgezo-gen und eine Stopfnadel hatte ich. Auf gleiche Weise wagte ich sogar aus einem "Graundslip", ein einfacher Regenumhang mit Kragen aus Gummiertem Stoff, eine Regenjacke zu schneiden. Der Großvater meiner Mutter war ja Schneider.

Alle 2 bis 3 Monate war Entlausung angesagt. Zwei Sanis pusteten mit Handpumpen PCP Pulver, welches wegen seiner Giftigkeit schon lange verboten ist, auf alle behaarten Stellen unserer nackten Körper. Einmal während meiner Gefangenschaft bekam ich die Möglichkeit warm zu duschen. Im Nachbarkäfig, (woraus ich schließe, dass für 5000 Mann nur eine solche Einrichtung bestand) war ein Raum mit 25 Duschstellen und pro Mann standen 3,5Liter warmes Wasser zur Verfügung. Die Order war, im unbeheizten Nebenraum Kleider und Handtuch unter einer an die Wand gemalten Nummer ablegen, Nummer merken, Seife mitnehmen danach Duschplatz einnehmen. Auf los floss das Wasser zum Nassmachen etwa 1,5Liter, einseifen und gründlich waschen. Mit dem Rest des Wassers wurde nach 3 Minuten abgebraust und es hat tatsächlich gereicht.

Nach gleicher Weise habe ich nach meiner Heimkehr, für meinen Vater meinen Bruder und mich in unserem Stall in einer Ecke eine

Brausestelle eingerichtet. Der Vorrastrichter unserer Milchzentrifuge wurde mit dem Drahtseil und den Rollen die die Hakenkreuzfahne trugen, zur Stalldecke hoch gezogen und eingehängt. Ein Hahn, ein Stück Blei-Rohr und ein selbstgemachtes Siebblech bildeten den Rest der Einrichtung. Das Blei-Rohr war gut geeignet zum Austreiben, Dichten, Einziehen und war zufällig greifbar, denn zum Kaufen gab's ja rein nichts. So konnten wir "komfortabel" mit einer auf dem Küchenherd heiß gemachten fünf Liter Kanne allein und mit reichlich Wasser duschen.

Unsere Marschstiefel waren genagelt. An den Absätzen waren gebogene Flacheisen (7x4mm) durch vier Löcher angenagelt. Die Schuhnägel waren ähnlich wie Reißbrettstifte, jedoch mit 10-fachem Gewicht. Verbrauchte Nägel und Hufeisen wurden ausgetauscht und die Sohle war geschont. Das war der Sinn.

Die Hälfte eines solchen total verbrauchten Absatzeisens etwa 5cm lang, durchs Ablaufen dünn, scharf und spitz geworden. Ich ergänzte dieses Absatz Eisen durch einen Stacheldrahtzacken, den ich durch hin und her biegen abgebrochen habe. Das war dann unser gut funktionierender vielbenutzter Dosenöffner.

Ein von mir damals aus Teebüchsenblech angefertigtes Kästchen mit Deckel benutzte ich für meine Kleinwerkzeuge und ein primitiv geschnitztes Schachspiel. Welches übrigens noch im kleinen Schrank im Schuppen liegt. Auch andere Kameraden waren kreativ. Nachdem die deutsche Lagerleitung Heizöl, was ich bis dahin nicht kannte, besorgen konnte, konnten Kochstellen angelegt werden. Heizöl und Wasser flossen getrennt aus zwei leeren Teekanistern, durch Holzstopfen dosiert, in eine abgeschnittene Konservendose als Ölbrenner. Ein dritter Kanister darüber diente als Kochtopf. Aus goldglänzenden Butterdosen wurden Ofenrohre. Auf ähnliche Art wurden auch die Fäkalien verbrannt.

Es begann sich ein Lagerleben zu entwickeln. Schach und Skat wurde gespielt, Gesangsgruppen bildeten sich und ein Studienrat bot einen Englischkurs an. Zu der Zeit habe ich bei den Kartenspielern auch meinen späteren Nachbarn, den ersten aus meiner näheren Heimat, gefunden. Es war Abraham Diehl aus Blaubach, er wäre gerne mein Schwiegervater geworden aber es kam anders. Ich heiratete

später die Nachbarstochter und wir wurden gute Nachbarn.

Mein durch Schule und Familie anerzogenes Verhalten, gegen alles „nicht deutsche“, tut mir heute leid. Mehr aus Langeweile, als aus willen Englisch zu lernen, schloss ich mich der Gruppe um den Studienrat an. Erst kürzlich fielen mir beim Aufräumen, die damals mit einem 4 cm Bleistiftstummel geschriebenen, auf hellbraunem zeitungspapierstarkem WC -Papierblättern in die Hände. Solches gab es im Überfluss, da wenig gebraucht wurde. Denn nichts zu nagen, nichts zu beißen, nichts zu fressen nichts zu sch.... . Der Donnerbalken war ein sauber geschälter langer Tannens Stamm, mit Schalbrettern und Fußtritt, über einem 80cm tiefen und ebenso breites Erdloch. Davon gab es zwei baugleiche für 2500 Mann, für bis zu 15 Mann gleichzeitig. Wir nannten es vornehm 12 Zylinder. Die Entsorgung geschah auf die schon erwähnte Weise. Unser kleines Geschäft verrichteten wir einfach in Richtung Stacheldraht.

Das Lager Jabbeke wo ich zuerst war, lag zwischen Brügge und Ostende, ganz eben auf sandigem Boden. Das erinnerte mich an meinen Vater. Der mir vom ersten Weltkrieg und ebenfalls sandiger Erde bei Ostende erzählte. Offenbar war er damals das einzige Mal in seinem Leben, in der Nähe des Meeres. Hier konnte ich die Möglichkeit an mehr Essen zu kommen zwei Mal nutzen. Der Hunger trieb mich zum Freiwilligen Arbeitseinsatz bei der US Armee. Ein offener LKW, mit hochliegender Ladefläche, kam zum Lager-Tor um 50 Mann stehend und dicht gedrängt nach Ostende, weit außerhalb in Richtung Nordsee, zu bringen. Dort war eine Straße neu angelegt. Die dort einfach im Sand verlegten Gehsteigplatten etwa 40x40cm, mussten wir aufnehmen, aufladen und innerhalb des Geländes der US Armee zu Fußwegen zwischen den Zelten im losen Sand neu verlegen. Damit der LKW auch dahin kam, mussten zuerst anderswo verlegte 2,5m lange, Einhängbare und gelochte, Stahlblech-Profilstreifen abgebaut, verladen und neu verlegt werden. Das war eine sehr harte Arbeit, aber es gab ja auch reichlich Essen. Allerdings soll bei einem solchen Menschentransport, durch starkes bremsen des LKW Fahrers, ein Mann durch die Wucht des Gewichts der hinter ihm stehenden, so fest gegen die Bordwand gedrückt worden sein, dass er innere Verletzungen erlitt und daran starb. Der zweite Einsatz war

ganz anderer Art, als Küchenhelfer. Im Zelt mit Holzboden, wo die Amis aßen, war aufzuräumen und den Sand hinaus zu fegen. Unter andauerndem "let's Go" und Geschubse mit den Kolben der Maschinenpistolen der dunkelhäutigen Amis. Sehr streng bewacht, mussten wir Essensreste in große Wannen auf sammeln und sofort vernichten. Auch halbe oder nicht angeschnittene Brote mussten mit Desinfektionsmittel übergossen werden. Wie gerne hätten wir dieses, ja offenbar übrige Brot, mitgenommen um für den nächsten Hungertag etwas zu haben oder um es den Kameraden zu geben. Das Vernichten der Lebensmittel wurde strenger überwacht als ob einer abhaut. Wohin könnte man auch? Alles stand damals Kopf! Zu der Zeit war nichts in Ordnung, darum blieb man vorerst besser wo man war, da war man noch am sichersten. Natürlich hatte ich Heimweh und große Ungewissheit, wie es wohl meiner Familie geht. In meinem zuhause noch aufgefundenen Brief aus der Gefangenschaft, frage ich sogar auch noch nach meiner Cousine Heidi, meiner jetzigen Frau. Zwei Briefe von mir, aus der Gefangenschaft, sind zu Hause angekommen. An eine Nachricht dagegen von da, erinnere ich mich nicht.

Im Herbst 1945 wurden wir in das Lager Waterloo verlegt. Ein paar Kilometer südlich von Brüssel, da wo Napoleon damals die Schlacht verloren hat, an einem flachen Süd Hügel mit zähem Lehm Boden. Auch da waren mehrere "Cages" aneinander gereiht und die Organisation hatte das gleiche Muster. Hier konnten wir uns 60cm in die Erde unter den Zelten eingraben zudem war mehr Platz. Statt 16 Mann nur noch 12 Mann je Zelt. Es waren Winterzelte und ein kleiner Wasserabflussgraben zwischen Innen- und Außenzelt sorgte für Trockenheit innen im Vergleich zu der Schlammwüste außen. Wenn nur die Hälfte der ca. 2500 Lagerbewohner täglich, nur eine Runde, in dem nassen Lehm gedreht hat, war der Schlamm schon knöcheltief. Zum Problem geworden war das An- und Ausziehen der Schuhe, beim Betreten und Verlassen des Zeltes und das meistens gleichzeitig zum Zählappell. Immerhin waren wir jetzt besser für den kommenden Winter gerüstet.

Inzwischen hatte ich mich mit drei etwa gleichaltrigen aus der Umgebung von Kusel zusammengefunden.

Herbert Borger aus Hinzweiler stand mir am nächsten. Seine Eltern waren Bauern wie meine. Darum fühlte ich mich, auch wegen seiner gelassenen Art, ihm besonders verbunden. Die Borger's sind mit Tochter und Sohn wegen der Anlage eines Truppenübungsplatzes um Baumholder von dort nach Hinzweiler umgesiedelt worden. Ihre landwirtschaftlichen Geräte und das Vieh konnten sie mitnehmen. Die Eltern haben sich da nie so richtig einleben können. Seine ältere Schwester hat später den elterlichen Betrieb übernommen und heiratete den zur Kriegszeit beschäftigten polnischen Kriegsgefangenen. Herbert heiratete Röschen, arbeitete im Kalkwerk Friedelhausen, baute ein schönes Haus und bekam einen Sohn. Da ich damals nach Saarbrücken ausgewandert bin, verloren wir uns aus den Augen. Aber an seiner Beerdigung habe ich teilgenommen. Inzwischen sind auch seine Frau und sein Sohn verstorben.

Jakob Müller wohnte bei seinen Eltern, im Bahnhof Niedereisenbach- Hachenbach. Sein Vater war der Bahnhofsvorsteher. Jakob war unverheiratet. Er und Herbert kannten sich schon vorher, sie arbeiteten kurze Zeit zusammen in einem Kuseler Rüstungsbetrieb. Jakob war ein Einzelgänger und lebte mit einer Wirtin in Niedereisenbach. Er war arbeitslos und vom Geld der Eltern abhängig. Deswegen muss es zum Streit gekommen sein, in dessen Verlauf er Vater und Mutter erschlagen oder/und von der Treppe gestürzt haben soll. Er kam in die Psychiatrie und ich hörte nie mehr von ihm.

Walter Brückner studierte später in Kusel und wurde Lehrer in der Nähe von Pirmasens. Er heiratete, wurde aber schon bald geschieden. Durch Nachfragen über die Schwägerin meines verstorbenen Bruders, die im ehemaligen Wohnort Walters lebt, erfuhr ich dass er verstorben ist.

Weihnachten 1945

In der Hauptwindrichtung vor unseren Zelten hatten wir, von der ausgehobenen Erde, einen Schutzwall aufgeschüttet und alles in unserer Macht stehende gegen die Kälte vorbereitet. Auch die deutsche Lagerleitung tat was sie konnte. Ein Tannenbaum war da und Gottesdienste mit Chorgesang waren organisiert. Vom schweizerischen Roten Kreuz bekamen wir, was haben wir uns darüber gefreut,

Grüße und Weihnachtswünsche sowie zwei Kerzen je Hundertschaft.

Hauptsächlich Österreichische gefangene, jedoch auch vereinzelt andere, nach undurchschaubarem Schema, wurden nach Hause entlassen. Jeder hoffte bei den Nächsten zu sein. Inzwischen gab es noch Frost und Schnee. Mitte Januar beim Transport von Waterloo nach Bad-Kreuznach, im Viehwaggon, wurden wir vier wieder getrennt. Durch welche Umstände weiß ich nicht mehr. Nach zwei oder drei Übernachtungen im Lager Bretzenheim, bekam ich am 20.01.1946 meine Entlassungspapiere. Zudem bekam ich für meinen Arbeitseinsatz einen Gutschein über vier Schilling und sechs Pens bei einer Londoner Bank.

Heimkehr

Jetzt aber ab zum Kreuznacher Bahnhof und in den Zug nach Hause. Ja aus lauter Freude und weil sich Einer auf den Andern verließ, hatte ich mit noch zwei Heimkehrern aus Rammelsbach den Zug nach Idar-Oberstein erwischt. Zum Glück und Dank freundlicher und hilfsbereiter Menschen, wie man sie heute weit suchen könnte, konnten wir in Staudernheim aussteigen. Es ging über den Berg nach Odernheim wo wir sogar noch etwas zu essen bekamen. Von dort konnten wir mit dem nächsten Zug, 3 Stunden später, weiter heimfahren. Allein eine warme Stube, nach einem 3/4 Jahr im Freien, war für uns der Himmel. Irgendwie war uns die Botschaft vorausgeeilt und ich wurde am Bahnhof erwartet. Damals wurden an jedem eintreffenden Zug Heimkehrer erwartet. Abgemagert biss auf die Knochen aber gesund und glücklich war ich wider Daheim. Ich wog weniger als 50 kg. In Erwartung noch schlechterer Zeiten hatten meine Eltern eine dritte Ziege zum Schlachten gezogen. Es war fast das einzige was nicht meldepflichtig oder verboten war. So konnte ich mit Hilfe dieses Ernährungszusatzes die verlorenen Pfunde wieder zulegen. Am 20. Februar 1946, meinem 21 ten Geburtstag, gab es trotz doppeltem Anlass nur eine kleine Familienfeier mit Zupfkuchen aus Pellkartoffeln und Kaffee aus gebrannter Gerste. Mehr war damals nicht möglich.

Mein Vater, Jahrgang 1894, hatte als Infanterist fast den ganzen Ersten Weltkrieg mitgemacht und mit einer leichten Verwundung überlebt. Im Zweiten Weltkrieg war er am Arbeitsplatz unabhkömmlich " reklamiert "

und im letzten Jahr zum " schanzen " beim Volkssturm.

Mein um drei Jahre jüngerer Bruder, geboren am 26. März 1928, wurde noch zur Wehrmacht eingezogen und bis Kriegsende in die Nähe von München transportiert. Da erbettelte er sich Zivilkleidung und fand als Feldarbeiter zu Fuß nach Hause. Den Rhein konnte er mit Hilfe eines Fischers überqueren. Züge fuhren damals noch keine.

Meine Schwester Marielle, geboren am 01. Januar 1927, studierte bei der Lehrerbildungsanstalt Kaiserslautern. Das Gebäude wurde zerbombt, Ersatz gesucht und wieder zerbombt. Sie war Mitglied der NSDAP, wurde entnazifiziert und später als Praktikantin in der Rammelsbacher Volksschule angestellt.

Unsere Mutter, Katharina "Kätche" Becker geb. Feyock geboren am 23. Juni 1895, war der Mittelpunkt der Familie. Sie hat mit Gottes Hilfe alles gemangt, das Geld zusammen gehalten und den Überblick behalten. Während Vaters Abwesenheit hat sie den Rest der Landwirtschaft aufrechterhalten. Das Vieh, unter Mithilfe des noch vorhandenen Rests der Familie versorgt, sowie Haus und Hof gehütet.

An dieser Stelle danke ich Gott, dass er meine Familie in diesem schlimmen Krieg beschützt hat und die Zeit die er uns miteinander vergönnt hat.

Die Nachkriegszeit

Was ist Entnazifizierung??

Meines Wissens und Erfahrung im Fall meiner Schwester. Sie wurde von einer Behörde vorgeladen und befragt, warum sie Parteimitglied war. Auch Zeugen wurden zu dem Fall gehört. Es war einfach nötig wenn man Lehrer werden wollte. Sie wurde als Mittläufer eingestuft und bekam ein „M“ in den Ausweis gestempelt. Ein späterer Arbeitskollege kam nicht so glimpflich davon. Er war SA-Führer und Judenverfolger. Er hatte in der Christallnacht wahrscheinlich das Kommando geführt. Ich habe niemals mit ihm darüber gesprochen und ich weiß nicht wie lange er im Landauer Gefängnis saß. Am besten hatten's damals die Nazi-Richter, sie haben sich gegenseitig entlastet und dadurch standen ihnen alle Möglichkeiten offen. Aber die Grundeinstellung blieb. (sich Filbinger)

Die gestohlene Jugend

Nur wer registriert war, nachweislich arbeitete, krankgeschrieben war oder den Haushalt führte und Kinder zu versorgen hatte, bekam Lebensmittelmarken. Kriegsversehrten oblag die Verwaltung und Verteilung derer. Berg-, Hütten- und Bauarbeiter bekamen Schwerstarbeiter Zusatzkarten. Geld war nichts mehr wert und für Geld bekam man nichts, denn jeder hatte genug in der Tasche. Meine mühsam ersparten 200 Reichsmark, ein ganzer Monatslohn, welche ich während meiner Lehrzeit ansparte, hatte ich schon als Arbeitsmann 1943 bis hin zu Währungsreform 1948 als eiserne Reserve. Daraus lässt sich doch vermuten, dass ich immer genug hatte um über die Runden zu kommen. Ich rauchte und trank nicht. Zudem zahlte ich Kostgeld, hielt die ebenfalls sparsame Freundin bei Tanz und Kino aus. Es gab ja auch nur Fliegerbier. Das war Dünnbier, etwas schäumend und süßlich schmeckend. Ernst, Marielle und ich machten den gleichen Tanzkurs. Für den Abschlussball, Ohne neue Kleider besuchten wir ihn, denn nur für die allernötigsten Kleider und Schuhe gab es einen Bezugsschein. Die Geschäftsleute schafften sich da etwas Luft. Sie konnten beim Bauern dafür Lebensmittel bekommen oder legten ein Lager an um die Ware zu horten und später für gutes Geld zu verkaufen. Wirklich alles wurde gegen Lebensmittel getauscht. Meine handwerkliche Geschicklichkeit war damals viel wert. So fertigte ich aus Stacheldraht und anderen verzinkten Abfalldrähten, die unser Vater zum Schrottpreis bei unserem Arbeitgeber kaufen konnte, Maulkörbe für Kuhspanne der Kleinbauern. Damit hausierten wir im Umkreis per Rad bis ins Lautertal oder Odenbach im Glantal um Mehl, Weizen, Gerste oder Butter zu bekommen. Zum mahlen des Getreides diente uns das Mahlwerk einer Kaffeemühle, mit Antrieb 1:10 der Milchzentrifuge mit Handkurbel. Da brauchte man ordentlich Kraft. Zum Problem wurde die Fahrradbereifung. Die Schläuche konnte man immer wieder flicken. Die Mäntel konnte man wegen der Handbremse, welche am Vorderrad von oben auf den Reifen drückte, nur am

Hinterrad unterlegen oder die durchgefahrenen Stellen mit einem noch brauchbaren Stück überdecken. Ich half mir, indem ich einen zweiten Mantel mit den schlechten Stellen versetzt, zum ersten aufmontierte. Unsere Kartoffeln hatten wir selbst angebaut und zwei Ziegen standen noch im Stall. Zudem half uns der Gemüsegarten über die Schlechte Zeit. Eine Ziege hatten wir ja schon geschlachtet, weil ich stark unterernährt aus der Gefangenschaft kam. Noch heute bin ich meinen Eltern dafür sehr dankbar. Jetzt beim Schreiben kommen mir die Tränen, obwohl das schon über 65 Jahre her ist. Als Brennmaterial hatten wir nur den Wald als Brennholz Lieferant. Jeder der konnte und über einen Handwagen verfügte, fuhr in die Geilbach, zersägte einen Baum oder einen Ast und brachte so Brennholz nach Hause. Holzprotokolle wurden in Kauf genommen, weil es nicht so schlimm war wie zu frieren oder nichts kochen zu können. Die Not war zu groß und wertloses Geld hatte jeder. Holz stehlen, gab es für uns nicht. Ich entsinne mich, dass Vater beim Kuseler Waldhüter die Erlaubnis erhielt, den Wurzelstock einer gefälltten Tanne in der Schwindelbach direkt an dem steilen Weg nach Blaubach unterhalb dem Windhof ausgraben zu dürfen. Das war Schwerstarbeit für Vater, Ernst und mich. Mit unserem schweren zweirädrigen Handwagen, die Räder vom Vorderpflug unseres Kuhgespanns, beladen mit Werkzeug und Proviant, kamen wir nach einer knappen Stunde an. Zurück kamen wir beim Anbruch der Dunkelheit. Müde aber mit einem schwer beladenen Wagen mit gutem Brennholz. Nächsten Tags holten wir dann den Rest, etwas weniger, aber doch noch eine gute Ladung. Damals habe ich mir vorgenommen niemals mehr einen so großen Wurzelstock auszugraben und ich habe es gehalten.

Der gesamten Menschheit wünsche ich, dass niemals wieder jemand durch die Machtgier einzelner, so wie damals die Nazis, in ein derartiges Elend gebracht wird.

Wie ich den Wiederaufbau erlebte

Im Dezember 1948 verlor ich meinen Arbeitsplatz in der Schlosserei Kuhn in Kusel, weil der Sohn, Meister und neuer Geschäftsführer, aus russischer Gefangenschaft heimgekehrt war. In erreichbarer Nähe gab es keine ausreichend bezahlte Arbeit für mich. Dagegen bestand die Möglichkeit im Saarland, was wir durch Verwandte wussten. Da, war der Wiederaufbau schon im Gange. Nach Briefkontakt wegen vorläufiger Unterkunft, fuhr ich nach Saarbrücken zur Arbeitssuche. Dazu brauchte ich für die einmalige Ein- und Ausreise eine Bescheinigung des Kuseler Arbeitsamtes. Tatsächlich waren die Arbeitsmöglichkeiten dort viel besser als bei uns in der Westpfalz. Bei der Tante meiner Frau in Altenkessel, deren Sohn Paul gefallen war, kam ich unter. Am ersten Tag in der Früh lief ich zur Straßenbahn nach Roggershausen und fuhr zum Bahnhof in Duttweiler, wo es laut meinem Onkel Arbeit geben soll. Ich brauchte Geld und zwar Franken weil ich ja dort leben musste. In meinem Beruf gab es nichts, also musste ich annehmen was es gab. Nur einen Tag habe ich 50kg Zementsäcke aus dem Waggon auf den LKW verladen. Das war absolut nichts für mich. Für eine derart körperlich schwere und stupide Arbeit hätte ich keinen Beruf zu erlernen brauchen. Wie das im Saarland üblich ist, kennt ein Bekannter einen der einen kennt der weiß, wie für in meinem Fall, wo es Arbeit gibt. So erfuhr ich, dass einer der in der Pfalz Betriebsleiter war, Leute einstellt, um einen Betrieb zu gründen. Sofort suchte ich diesen Mann und fand Herrn Ecke. So ein Zufall, denn er war lange Jahre der Vorgesetzte meines Vaters bei Schleip in Altenglan, wo ich kurz nach seinem Weggang meine Lehre begann. Er nahm mich gern. Schon am nächsten Tag begann ich meine Arbeit bei ihm und ich hatte sofort einen Stein im Brett wie man so sagt. Übrigens, was ich nicht erwartet hätte, 10 Jahre später hatte ich seinen ehemaligen Posten in Altenglan.

Auf einem Trümmerfeld von der Größe von etwa drei bis vier Fußballfeldern, am Rande der Großstadt, auf dem Gelände des ehemaligen Gussstahlwerkes der Burbacher Hütte, soll eine neue Fabrik zur Drahtverarbeitung gebaut werden. Die alte große Kranhalle, die Begrenzung in Richtung Völklingen, etwa 80m lang, 40m breit und 20m hoch, hatte den

Krieg mit geringen Schäden überstanden. Sie war vollkommen leergeräumt. Die Häuserreihe zur Neudorferstraße war nur noch zu 1/4 bewohnbar. Ein Zweigeschossiges Bürogebäude, Portierhaus mit einer Wohnung darüber sowie die Kantine mit WC und Waschräum im Keller, alles aus roten Backsteinen, war größtenteils erhalten. Die Talseite war von den Bahnanschlussgeleisen und einem festen Zaun zur Fennerstraße begrenzt. Dazwischen bis zu 5m hohe Trümmer. Umgestürzte Backsteinwände, herausragende Betonfundamente, Eisenträger, halb verkohlte Holzbalken und Bretter, Ziegelreste und Eisenteile lagen umher. Das war alles was damals von zerbombten Städten und Industriestandorten Deutschlands übrig war.

Zuerst musste aufgeräumt, abgerissen und eingeebnet werden. Maschinen standen nicht zur Verfügung, nur Strom war da. Alles war Handarbeit mit Schaufel, Pickel, Hammer und Meißel sowie Schubkarre. Als erstes konnte ein Schneidbrenner, eine Esse (Schmiedefeuer) und Ambos besorgt werden. Das war dann auch schon meine Arbeitsstelle. In einer Mauerecke, abgedeckt mit Wellblech, schärfte ich die Werkzeuge der Kollegen, zerschnitt Träger, Rohre, Betoneisen und Fundamentalschrauben. Weil größere Betonfundamente abzurechen waren, bekamen wir auch einen Kompressor. Der Schutt wurde von Hand auf LKWs geschaufelt und abgefahren. Ein hoher fast unversehrter Industrieschornstein wurde gesprengt und ebenfalls weggebracht. Diese Steine, die ja segmentförmig sind, waren für den Wohnungsbau willkommen. Man kann sie nur paarweise vermauern und es gab dafür Spezialisten. Als eine Teilfläche eingeebnet war, bekamen wir die Pläne für den Hallenbau. Mauerer und Bauschlosser wurden eingestellt. Breitflanschträger, Stahlplatten, T-Eisen und Rundeisen wurde abgeladen. Mit Hans Schuh, ein neu eingestellter Bauschlosser, der später mein Freund wurde, habe ich zusammen die Biegevorrichtung für das Rundeisen der Dachbinder gemacht. Wir haben zusammen die Biegestelle eingerichtet und die Schweißschablone ausprobiert. Jetzt begann die Serienanfertigung der Dachbinder. Unterdessen war der Platz für die erste „Sägedach-Halle“ eingemessen und die Fundamente für die Hallenpfosten gegossen. Die

großen Querträger wurden fertig zugeschnitten angeliefert und die Außenwände aus grauweisen Kalksandbacksteinen hochgezogen. Zum Aufrichten der Hallenpfosten und hochziehen der Dachbinder wurden ganz einfache „Stände bäume“ benutzt. Das war jeweils eine kräftige Holzstange mit Flaschenzug oben welche an mindestens drei Hanfseilen im Umkreis von etwa 10m an Holzpflocke gebunden wurde, die in die Erde getrieben wurden. Zum Aufrichten waren meist fünf Mann nötig. Alles wurde mit Muskelkraft bewältigt. Inzwischen wurden zwei, durch das Saarlochswasser in der Heidukstraße, geschädigte Doppelspiral-Viereck-Draht-Flechtautomaten angeliefert. Das waren die ersten Maschinen für die im Bau befindliche Halle. In der ehemaligen Kantine haben wir für mich und einen weiteren Maschinenbauerkollegen eine provisorische Werkstatt eingerichtet. Dort haben wir die beiden Maschinen zusammen mit einem Lehrling, aus dem zweiten Lehrjahr, nacheinander total auseinander genommen, gereinigt, neu gestrichen, alles gangbar gemacht, wieder zusammengesetzt und ausprobiert.

Ein anderer alter Gebäudeteil von rund 150qm, neu bedacht, wurde jetzt auch meine neue Werkstatt mit Drehbank, Bohrmaschine, Langhobelbank, Bohr-Werk, Fräsmaschine und Zahnradfräsmaschine. Diese Maschinen waren, weil wir den Krieg verloren hatten, irgendwo in Deutschland als Reparationsgut von den Franzosen beschlagnahmt worden und standen in einem Lager bei Straßburg zum Verkauf in französischen Franken. Also auch für Saarländer. Die Geleisanlage sollte wieder benutzt werden. Dafür musste die Schranke an der Jakobsstraße wieder funktionsfähig und bedienbar sein. Der Becker hat's gemacht. Eine weitere Halle für die Verzinkerie, mit den entsprechenden Fundamenten, wurde fertig. Mir wurden zwei neu eingestellte Leute, die schon einmal in einer Verzinkerie gearbeitet hatten, zugeteilt. Mit den beiden habe ich nach den Plänen, der fertig gelieferten Schmelzwanne und dem Material, den Gasofen um die Wanne gebaut. Die gesamte Anlage zum Verzinken von Sechseck-Maschendrahtzaun bis 2m Breite wurde von uns dreien bis zur Betriebsbereitschaft gebracht. Die zwei Männer hatten nun ihren ständigen Arbeitsplatz und ich stand für neue

Herausforderungen bereit. Dann kam der Waggonheber. Er war gebraucht und leicht beschädigt ohne Gebrauchsanweisung, niemand kannte sowas oder hatte es gesehen. Ein kugelförmiges Ding mit zwei Griffen Hartgummirad und Spindel. Im Zentrum ein Zweitaktmotor. Das Hartgummirad wurde auf eine Schiene gesetzt, der Motor angeworfen, die Kupplung kommen lassen und schon näherte sich der Apparat dem Waggonpuffer. Zweckmäßiger Weise wurde vorher ein Hemmschuh auf der anderen Schiene untergelegt und die Waggonbremse geöffnet. Jetzt bleibt nur noch die richtige Höhe der Spindel einzustellen. Nicht zu hoch, dass das Rad rutscht und nicht zu tief, dass der Waggon angehoben wird. Mit der Kupplung ab- und zugeben und am Puffer ansetzen. Je nach Gas kommt der Wagen zum Rollen. Für derartige Tätigkeiten habe ich geringer bezahlte Kollegen eigearbeitet, obwohl ich derartiges vorher noch nie gesehen, geschweige denn gemacht hatte. Genauso das Fahren des alten 40 Tonnen Krans in der großen Halle und den ersten Elektrogabelstapler der Firma. Um die Bremsen des Letzteren zu reparieren musste ich einmal mehr als 24 Stunden am Stück arbeiten. Man sah dass es ohne Stapler nicht mehr ging und kaufte einen zweiten, aber Diesel getriebenen für 1,5 Tonnen. Anstatt der Gabeln hatte ich einen Dorn (Rohr) von gut 1m Länge, was sich für den Transport unserer Drahtringe besser eignete, konstruiert und gebaut. Inzwischen begann außer der Weiterentwicklung der Maschinen für die Produktion im eigenen Konzern, für die ich allein zuständig war, der Bau von Einzelmaschinen und Kleinserien. So bauten wir acht Webstühle zur Herstellung von Sieben aus Feindrahtigem Edelmetallgewebe für Argentinien. Ich stand an der Langhobelmaschine und am Großbohrwerk. Zwischendurch gelang mir die Optimierung einer Bügelmaschine für Sechseck-Maschendrahtzaun, sodass nur noch etwas mehr als die Hälfte an Schiffsraum nach Argentinien gebraucht wurde. Eine Drahtschrott Wickelmaschine Marke BECKER folgte. Zuletzt bauten wir zwei Sechseck-Maschendraht-Flechtmaschinen, drei schnelle Rohrverseilmaschinen für Drahtseillitzen und eine große Korbverseilmaschine mit Rückdrehung für Grubenseile unterm 40 Tonnen Kran, der damals aus Sicherheitsgründen auf 25 Tonnen begrenzt wurde.

„Es Anni, mei erschd Fraa“



In Blaubach bekannt als Embe Anna. Amtlich Anna Schultheiß, dann Anna Becker. Sie ist die jüngste auf dem Bild von Embe Haus, von 1926.

Von sich selbst erzählte sie: Ich war ein richtig dreckiges Kind, weil ich am liebsten im Matsch und Dreck gespielt habe. Der Blaubach war noch nicht ganz verrohrt, noch große Teile im Ortsbereich waren offen. Da konnte man so schön spielen. Der Straßenbau und Bachverrohrung dauerte bis 1939. Wenn die Abendglocke läutete, mussten wir sofort nach Hause. Einmal haben wir "Mollekeb", das sind Kaulquappen, gefangen. "Wer die meischde kriet? Ich hanse eefach in de Schertzesack geteckt unn wies gelet hat dabber met häm genom". (Wer die meisten fängt? Ich habe sie einfach in die Schürzentasche gesteckt und als es läutete schnell mit nach Hause genommen, um sie später zu zählen). Die Blaubacher Schule hatte 7 Klassen und einen Lehrer. Die guten Schüler der oberen Klassen halfen mit und beaufsichtigten die unteren Klassen. Als sie 9 Jahre alt war und ihre Mutter schwer krank wurde, musste

sie und ihre ein Jahr ältere Schwester so gut es ging deren Aufgaben in Küche, Haushalt und Landwirtschaft übernehmen. Zuerst verstarb der Großvater am 31.08.1936 und 5 Monate später am 09.02.1937 auch die Mutter, nach einer Magenkrebsoperation. Der letzte Halt gab die Oma. Sie zeigte jedoch Anzeichen von Demenz, die sich schnell verschlimmerte. Alles hing am Vater. Die Töchter mussten sich zusammenraufen, ihre Rollen finden und ganz schnell selbständig werden. Im April 1938 kam Elsbeth nach der 7. Klasse, mit 13 Jahren aus der Schule und war sofort im elterlichen Haushalt voll beschäftigt. Anni wurde erst im April 1940 entlassen, weil sie die 8. Klasse in Kusel machte. Danach wurde sie Kindermädchen bei einer Familie Peitz in Blaubach. Schon Ende Juni 1940, als Elsbeth in einem Haushalt in Neustadt Arbeit annahm, löste Anni sie daheim bis zur Wiederverheiratung des Vaters ab. Nun wurde sie zuhause nicht mehr gebraucht und ging der Stiefmutter nach Möglichkeit aus dem Weg. Obwohl diese sich wahrscheinlich alle Mühe gab und es gut meinte. Mit den zwei noch fremden, schon halbwegs selbständigen Mäd-

chen in diesem schwierigen Alter umzugehen, war ja auch nicht einfach. Dazu kam noch, dass ihr Neffe und Pflegesohn der im gleichen Alter war, sich von ihr noch nicht „abgenabelt“ hatte. Er lebte bei seinem Vater in Ulmet und lernte bei Ihm Metzger. Ernst stand bei ihr lebenslang an erster Stelle, das kann ich jetzt, nach mehr als 30 Jahren, am besten beurteilen.

Mitte Februar 1941 folgte Anni ihrer Cousine Lina Ahr (Liane) "Altekessler Lina" nach Berlin. Diese arbeitete dort als Krankenschwester, war mit einem Soldaten verlobt und schwanger. Sie wollte Anni von der Bahn abholen und ihr eine Stelle besorgen. Lina war dienstlich verhindert und Anni stand allein auf dem Anhalter dem damaligen Hauptbahnhof in Berlin. Zum Glück war sie, "nicht auf den Mund gefallen" und kam sogar mit den "Berliner Schnauzen zurecht". Sie fragte sich durch und fand Lina an ihrem Arbeitsplatz im Krankenhaus. Vom 15.02. bis 11.08.1941 war sie als Haushalthilfe, Kindermädchen, Verkäuferin und Warenauslieferin in der Bäckerei und Konditorei Werner Helbig, Berlin O 17 Caprivistraße 14, tätig. Mit dem Fahrrad lieferte sie die Schrippen und Knüppel, wie der Berliner seine Brötchen nennt, in aller Frühe an die Türen der Kunden. Auch der Metzger, ein paar Türen weiter, war Kunde. Als dessen Hausmädchen an der Tür erschien, erkannte Anni sofort "die mit dem Volkswagenhut" und der altbackenen Kleidung, die ihr am Bahnhof schon aufgefallen war. Es war Christel, eine auch nicht auf ihr bayrisches Mundwerk gefallene gleichaltrige. Sie wurden dicke Freundinnen und die Freundschaft dauert immer noch an. Sie schrieben sich und hielten sich gegenseitig auf dem Laufenden. Christel kam aus Neukirchen am Inn aus ähnlichen Verhältnissen wie Anni. Ihre Schwester war die Frau des Metzgers in Berlin. Christel heiratete Hans Böhm, einen Schiffer der selten zu Hause war, aber sich bis zuletzt vor seiner Pensionierung zum Donau- Dampfschiffahrts- Kapitän beim Bayerischen-Loyd empor gearbeitet hatte. Sie zogen in eine Dienstwohnung und bekamen vier Kinder. Als wir unser erstes Auto den Goggo 300 hatten, besuchten wir sie in Regensburg gegenüber der Feuerwehr, in der damals noch nicht ausgebauten Grefelingerstraße Nr. 36, in ihrer kleinen Werkswohnung. Christel lebt dort heute noch alleine. Wenn ich mich richtig entsinne, war damals die jüngste noch nicht geboren, jedenfalls ging Heinz gerade in die

erste Klasse. Hans war auf Fahrt immer zwischen Passau und Schwarzem-Meer mit einem solchen schweren Schubschiffverbund. Als wir sie später mit einem "ausgewachsenen" Auto besuchten, lernten wir auch Hans kennen und machten mit ihm gemeinsam kleinere Touren. Als beide für einen Urlaub mit der Bahn bei uns waren, übernachteten sie im Häuschen auf eigenen Wunsch. Dort entstand noch ein schönes gemeinsames Bild am Klapptisch vor dem Fenster. Weil Hans den Rhein, im Vergleich zur Donau, genauer sehen wollte, nahmen wir die Gelegenheit war und fuhren mit dem Bus des Blaubacher SPD Ortsvereins zu einer Wahlveranstaltung in die Mainzer Rheingoldhalle. Diese liegt direkt am Rheinufer. Hans war sehr erstaunt über den Unterschied der beiden Flüsse und deren Schifffahrt. Er wurde Frührentner wegen einer Magenerkrankung und verstarb schon vor einigen Jahren. Heidi und ich machten 2007 eine von mir organisierte Städtereise mit der Bahn. Wir blieben drei Tage in Regensburg, übernachteten in einem Hotel und besuchten Christel, um sie einander vorzustellen. Beide mögen sich und wir schreiben weiter.

Aus ihrer Berliner Zeit erzählte Anni vom Strandbad Wannsee, wo sie mit den Kindern Helbig badete. Bei unserem Besuch vom 24.06. bis 01.07. 2008 mit Evi bei Gisela in Berlin, führte uns Gisela zum Wannsee, wo wir eine Schifffahrt machten. Wir fuhren mit Öffentlichen Verkehrsmitteln, wofür wir eine Wochenkarte gekauft hatten. Am Wannsee habe ich meine beiden Nichten, die Töchter meiner Schwester daran erinnert, dass ihre Tante Anni 1941 schon hier war. Mit Elsbeth, Kurt und Anni zusammen war ich zur DDR Zeit mit dem SPD Bus in West-Berlin, mit der Absicht Annis ehemalige Adresse zu suchen. Für mich war es das dritte Mal, aber die Grenzkontrollen bei der Einreise nach Ost-Berlin waren jedes Mal ein Abenteuer. Ich war schon zweimal vorher dort, zum Treffen mit den Presbytern der Partnerkirche Dessau in Ost-Berlin. Wir fanden tatsächlich die Eingangstür hinter einem Maschendrahtzaun und einem Schuttberg, also eine Bombenruine wie auch die Metzgerei von Christels Schwester. Von der wir wussten, dass sie inzwischen verstorben war. Ein auskunftsbereiter Nachbar im Rentenalter hat beide Familien wohl gekannt, aber über denen verbleib wusste er nichts.

Warum Anni die Stelle in Berlin aufgab, ist mir nicht bekannt. Entweder sie hatte Heimweh oder es hing mit Linas Männerbekanntschaften zusammen. Jedenfalls ist da auch in ihrem Rentenversicherungsverlauf eine Lücke. Laut Arbeitsbuch des deutschen Reiches und Meldebuch Seite 50, trat sie anschließend eine von ihrer Schwester vermittelte Stelle als Hausgehilfin in der Bäckerei und Konditorei „Geschwister Kraus“ in Neustadt an der Weinstraße, Friedrichsstraße 15, an. An dem ungewöhnlichen Verhalten des Chefs bemerkte sie als 16 jährige, das er schwul war, was damals strafbar war. Ihrer Erzählung nach, bekam sie durch Fürsprache ihres Naziverwandten und Bürgermeister von Kaiserslautern, Richard Imbt, nach einer bestandenen Aufnahmeprüfung einen Studienplatz bei der Frauenfachschule. Wirtschaftsleiterin oder Diätassistentin war damals ihr Berufsziel. Sie fuhr jetzt täglich im gleichen Zug wie meine Schwester, auch Werner Bach, der später Robbys Lehrer und danach Bürgermeister in Kusel war und andere zum Studium nach Kaiserslautern. Lehrerbildung und Frauenfachschule befanden sich im gleichen Haus. Die Unterkünfte der Mädchen im Haus nebenan wurde von Marielle und Anni zeitweise wahrscheinlich auch gleichzeitig genutzt. Zeitweise logierte sie auch im Haus der Stiefmutter in Altenglan. Darüber erzählte sie: Ich kochte mir einen Kopf Weißkraut und aß drei Tage "Schlappekraut" Das schmeckte mir Tag für Tag, aufgewärmt immer besser, je brauner es wurde. Aufwärmen, das bedeutete damals Feuerholz herbei holen und Küchenherd anheizen, es gab ja keine Elektro- oder Gasherde auf den Dörfern. Außerdem war sie da ja mutterseelenallein und ihr bleibt nur zweimal täglich je eine halbe Stunde Fußmarsch erspart. Schule und Heim wurden zerbombt und Anni ging von April bis Oktober 1943 als Küchenpraktikantin, da das beim Studium angerechnet werden sollte, zur Klinischen Universitätsanstalt Ludolf-Krel in Heidelberg. Am 24.01.1944 wurde die Frauenfachschule an anderer Stelle wiedereröffnet und am 24.03.1944 wegen Belegung durch die Wehrmacht geschlossen. Durch Meldebuch, Arbeitsbuch und Postsparbuch ist belegt dass sie vom 10.02.1944 bis 23.01.1945 als Verkäuferin in der Buchhandlung von Kurt Kudwin in Grätz im Wartegau (Polen) in der Bucherstraße 11 tätig war. Kudwin war der Mann ihrer Cousine Liane aus Altenkessel. Seine Familie stammte aus Riga und besaß dort eine Druckerei und Buchhandlung die sie

verkauften. Sie wollten im Wartegau Ansässig werden. Kurt war Soldat und Liane (Lina Ahr) nach Kriegstraumung und Geburt des Sohnes gleichen Vornamens wie sein Vater, Frau Kudwin. Sie leitete das Geschäft und Anni ging ihr zur Hand. (Linas Reiner und Liane Jun. haben andere Väter.)

Anni erzählte: Ein alter Mann, mit Mütze, stand vor unserem Schaufenster als ein Trupp Hitlerjugend mit der Hakenkreuzfahne vorbeimarschierte. Ein übereifriger HJ-Schnösel löste sich aus der Gruppe und schlug dem alten Mann die Mütze vom Kopf, weil doch laut Führerbefehl die Fahne begrüßt werden muss. Sie hat dem Mann die Mütze aufgehoben und in die Hand gegeben. Daraufhin habe der HJ-Schnösel sie angeschrien, dass sie als Reichsdeutsche doch ein Vorbild sein müsse. War sie das? Wie beurteilt man das heute? Folgen daraus entstanden zum Glück nicht.

Liane wusste durch ihre neue Offizier Bekanntschaft, dass die Ostfront immer näher auf sie zu rückte. Darum schickte Sie Anni nach Hause. Das war noch gerade rechtzeitig, wodurch ihr dieser schreckliche Rückzug erspart blieb. Die ersten Folgen bekam sie jedoch noch mit, weil der Bahnhof Dresden verstopft war und ihr Zug darum auf freier Strecke mehr als 12 Stunden warten musste.

Während der Kriegswirren war sie daheim und begann am 09.04.1945 als Hausgehilfin bei Maschinen-Gilcher in Kusel, für ein Jahr. Die Möglichkeit an Naturalien zu kommen war für eine Landmaschinen-Handels und Reparatur Firma damals ja bestens.

Bis August 1948 war sie tätig als Erntehelferin in Bedesbach und Blaubach. Zudem war sie als Krankenpflegerin in Theißbergstgen und zwei verschiedenen Haushalten in Kusel.

An Fasnacht 1947, in der Turnhalle Kusel, sah ich sie zum ersten Mal. Nur vom Hörensagen war sie mir bekannt als "em glaner Tilche sei Stieftochter vun Bläbach". Sie trug einen weiten Rock aus grüngrauem Militärstoff mit rundum aufgestickten Margeriten und eine weiße Leinenbluse. Sie hinterließ bei mir nach zwei oder drei Tänzen, in dem damals bei derartigen Gelegenheiten nach heutigen Begriffen hoffnungslos überfüllten Sälen den Gedanken: Die muss ich näher kennenlernen. Ich arbeitete in Kusel, sie in Theißbergstegen. Den Zug mit dem ich nach Kusel fuhr, nahm

sie auf der Rückfahrt. Wir begegneten uns täglich in Höhe der Post in der Bahnhofstraße. Sie kam vom gut 1/2 stündigen Marsch von Blaubach. Meist abgehetzt und in großen Schritten mit umgehängter Tasche mir auf der anderen Straßenseite entgegen. Außer freundlichem grüßen, war da wochenlang nichts möglich. Selbstverständlich habe ich mich nach ihr erkundigt und nur gutes erfahren. Sie pflegte eine bettlägerige Frau, kochte für deren Mann und dessen Sohn. Sie brachte deren Essen in den Steinbruch und versah den Haushalt. Wer das Schafft, ist eine fleißige und gut planende Hausfrau. Aus dieser Sicht, etwas für mich. Mein damaliger Lehrling war Egon Creuz aus Blaubach. Durch ihn wusste ich, dass die Blaubacher Jugend Samstagabend meist geschlossen nach Kusel ins Kino ging. Ich ging gewöhnlich mit meiner Freundin Elsa Schmitt aus Mühlbach ins Altenglaner Kino. Die Kinos waren damals bei der 20:00 Uhr Vorstellung immer proppenvoll und es gab nur die Eine, denn ab 23:00 Uhr war Ausgangssperre in der Fransösischen Zone. Das reichte gerade um die Mädels noch ohne Umweg nach Hause zu begleiten. Der eigene Heimweg war dann "verboten" also ungesetzlich. Man durfte sich nicht erwischen lassen. Streifen zu Fuß gab es nur in der Stadt und unsere Besatzer hatten sehr viel weniger Autos als die Amerikaner. Gelegentlich gab es auch Schlägereien zwischen Streife und Spät-

heimkehrern. Irgendwann damals wechselte ich dann Kino und Freundin. Die Mutter meines Kameraden Walter aus der Kriegsgefangenschaft, war Näherin und hatte Elsa als Leermädchen. Sie gefiel mir gut und ich hatte angebandelt. Ihr Vater war der Mühlbacher Tüncher und sie hatte noch vier oder fünf Geschwister. Länger als ein Jahr dauerte unsere Freundschaft, aber als ich Anni dann näher kannte und vergleichen konnte wurde mir klar, sie war nichts für mich. Elsa war zu jung, kindlich und ein Mädchen geblieben, eben einfach unreif und unberührt. Sie tat mir ja echt Leid als ich ihr die Tatsachen offenbaren musste und ich weiß sie litt sehr, ich war immerhin schon 23. Anni dagegen war Haushalt erfahren, Welt und Wort gewandt sowie sehr Unternehmungslustig und hatte sehr viele Bekannte. Sie hatte leider auch die Angewohnheit, mit jedem zu Schäkern und das gefiel mir nicht an Ihr. Meine Überzeugung war, die wird mit jeder Situation fertig. Nur das Flirten muss sie lassen, dann würde ich sie nehmen. Tatsächlich kamen wir an Weihnachten überein, wenn es dir gelingt bis Ostern keinem anderen schöne Augen zu machen ist an Pfingsten Verlobung und wir können im Spätherbst heiraten. Ihren und meinen Eltern war das sofort Recht. Zumal meiner Mutter, die ja sowieso die Sprecherin war, Anni sympathischer war als Elsa.

Mein Freund Hans Schuh

Er war, "Dischtlesch Hans aus de Eng-Gass" in Wolfstein geboren, bei der Großmutter aufgewachsen, ein halbes Jahr älter als ich und hatte Bauschlosser gelernt. Während des Kriegs lebte er in Berlin, arbeitete in einer Panzerfabrik und wurde darum nicht Soldat. In seiner Freizeit war er Kulissenschieber in einem Berliner Theater und lernte da seine Frau Melitta, eine Tänzerin, kennen. Sie hatte die Mutti, eine Lehrerswitwe aus Lotringen, immer dabei. Wegen seiner Berliner Schnauze nannten wir ihn "de Ike". Damals wohnten alle in einem teilzerbombten und notdürftig wiederhergestellten Mehrfamilienhaus der Mutter von Hans, in Burbach. Sie war eine kräftige, sehr robuste und selbstbewusste Frau. Über seinen Vater redete er nie. Er lebte offenbar nicht mehr. Dort im Hof auf einem

Trümmerhaufen sitzend mit Kopftuch, Schutzbrille und Backsteinhammer beim Steine putzen, traf ich Melitta zum ersten Mal. Das war damals die Arbeit der Nachkriegsfrauen. Die Tochter "Mariönchen" wie sie die streng aufs Hochdeutsch achtende Omi nannte, war ein Schulmädchen und Holger war noch ganz klein. Wir waren Arbeitskammeraden. Als dann der jüngste Sohn unseres Betriebsleiters, Dieter Ecke, die Meisterprüfung machte sagte ich mir, was der kann, kann ich auch. Ich wurde darin von Anni unterstützt und von meiner Familie sowieso. Ich besprach es mit Hans. Der dachte ähnlich und wir begannen zusammen die Vorbereitenden Abendkurse bei der Handwerkskammer. Einfach war es nicht immer, aber gemeinsam hielten wir durch. Hans bestand den theoretischen

schen Teil erst im zweiten Durchgang. Seine Redegewandtheit und sein wohl angeborener Wagemut sowie auch Glück kamen ihm zugute. Er pachtete in der Nähe des Volkshauses in Burbach eine Schlosserei, machte gute Geschäfte. Später hauptsächlich mit der Autobahnmeisterei. In Altenkessel baute er ein Haus für die Tochter und in Güdingen eine schöne Villa für sich und den Sohn. Da haben wir ihn noch drei Mal besucht. Als Anni Krebs bekam und wir mit Roby zu tun hatten brach der rege Kontakt ab. Melitta bekam ebenfalls Krebs und verstarb ein Jahr nach ihrer Mutti.

Kurz nachdem Anni ebenfalls verstorben war saß ich gerade bei gutem Wetter alleine im Hof, als Hans mit einer Reisegesellschaft im Reweschnier halt machte und bei mir plötzlich im Hof stand. Er machte mir Vorwürfe, weil wir Melitta nicht besuchten als sie krank war. Ich konnte als Entschuldigung nur vorbringen, dass wir auch mit uns zu tun hatten und es tat uns beiden Leid.

Inzwischen habe ich erfahren dass er ebenfalls verstorben ist.



Vespa. Sondern einen Puch ein, Österreichisches Fabrikat, mit um die Hälfte höheren Rädern. Anni machte den Führerschein „4“. Da mein Führerschein, den ich bei der Motor HJ gemacht hatte, verloren ging musste ich ihn auch nochmal machen. Freitags fuhren wir umbauen und sonntags wieder heim nach Burbach. 1954 begann ich die Vorbereitung für die Meisterprüfung und gut zwei Jahre später konnte ich mich Maschinenbaumeister nennen. Am 05. Mai 1955 bei der Fahrt nach Blaubach wurden wir von einem links aus der Stopp Straße kommenden Auto angefahren und schwer verletzt. Wir beide kamen in die Universitätsklinik Homburg. Anni mit einer Hirnverletzung und ich als Fahrer einer Hüftgelenksluxation und ein paar Schrammen. Ab da bekam Anni epileptische Anfälle und brauchte Aufsicht. Deshalb wollten wir schnell heim, nach Blaubach. Meine Cousinen aus Kleinottweiler, insbesondere Heidi, meine jetzige Frau, die damals in einem Friseurgeschäft unweit der Klinik arbeitete, kümmerten sich rührend um uns. Sie brachten uns Nachrichten und was wir sonst so brauchten. Wir lagen jeder am anderen Ende eines langen Flurs, kein Telefon und anderes Personal. Zudem waren wir beide gehunfähig und Heidi war die einzige Verbindung. Durch sie wusste ich, dass Anni wegen der Kopfverletzung sechs Wochen bewusstlos war. Sobald ich an Krücken gehen konnte, war es mir möglich selbst nach dem Rechten zu sehen. Aber ich wurde schon bald entlassen. In Burbach erwartete ich, immer noch an Krücken gehend, Anni's Heimkehr. Sie bekam am Anfang fast täglich Anfälle. Das war eine schlimme Zeit, da sie sich steigende Schmerzen hatte die dann in einem Krampfanfall gipfelten. Erst andere Arzneien verschafften Besserung. Sie brauchte jetzt jemand in der Nähe und das war nur in Blaubach möglich.

Ab Januar 1957 bekam ich in meinem ehemaligen Lehrbetrieb, in Altenglan die Meisterstelle. Ab 1964 dann die technische Gesamtleitung, damit wurde ich Vorgesetzter meines Lehrmeisters von 1939. Wegen Reduzierung der Produktion wurde ich 1967 entlassen. Ich schrieb viele Bewerbungen und nahm dann, als Übergangslösung, die Stelle des Werkstattmeisters bei der Baufirma Bernd & Co in Kusel an. Da ich mich verbessern konnte, kündigte ich und bekam am 01. Oktober 1970 bei Fulmina KG Mannheim im Zweigwerk Kusel, die Meisterstelle. Zwölf Jahre fertigten wir dort mit etwa 50 Mann in zwei Schichten,

Bremsenteile für LKW und andere Schwerfahrzeuge. Ab 30. September 1982 war ich Arbeitslos, weil die Zweigstelle Kusel aufgelöst worden ist. Trotz vieler Bewerbungen, meiner hohen Qualifikation und meiner 57 Jahre, wollte mich niemand mehr. Nach zwei Jahren begann die Arbeitslosenhilfe. Mit 60 bekam ich Rente, mit Abzügen für die drei Jahre. Inzwischen war auch die kleine Abfindung fast aufgezehrt.

Seit Jahren trafen wir uns alle 14 Tage mit den Fünfundzwanzigern. Das waren die Schulkameraden des Geburtsjahrganges 1925 von Anni aus der achten Klasse, welche sie in Kusel machte. 1982 sind wir auch noch Mitglied im Pfälzerwaldverein geworden. Keinen Ausflug, kein Treffen oder Wanderung versäumten wir. Trotzdem, es fehlte noch etwas. Ich war einfach unterbeschäftigt und überlegte in Blaubach einen Rentnerverein zu gründen. Am Garten hatte ich noch nie Interesse, das Grundstück ist für Nebenbei, Haus und Hof sind in der Reihe. "Knoddeleien" Und Reparaturen in der Werkstatt, machten mir Spaß. Anni's Krankheit hatte sich sehr verbessert und ein oder zwei Ausflüge oder auch Reisen waren uns jedes Jahr eigentlich schon seit Ende der 50er Jahre möglich. 1957 kaufte ich auch unser erstes Auto(chen) ein Goggomobil 300ccm gebraucht für 500 DM. Damit waren wir öfter in Saarbrücken und Altenkesel. Mit den Schwiegereltern in Bad Godesberg und in Regensburg. Auf dem Hinweg, zur Schwäbischen Alp, musste ein neuer Motor für 400 DM eingebaut werden.

Dann brach auf dem Heimweg von Saarbrücken in St.Imbert die Achshalterung. Diese konnte ich, dank der Hilfsbereitschaft eines dortigen Schmiedes in seiner Werkstatt über Sonntagnacht, zusammenschweißen. Bei der nächsten Reparatur tauschte ich ihn gegen einen gebrauchten 600er BMW. Dieser hatte eine nach vorn zu öffnende Tür und rechts eine für die beiden hinteren Fahrgäste. Mit dem waren wir unter anderem mit Hans und Melitta im Dahner Felsenland, zelten. Obwohl ich eigentlich genug vom Zelten hatte, aufgrund der Gefangenschaft, hatte ich mich überreden lassen. Das war damals groß in Mode gekommen. Hans war mein Arbeitskollege und wir hatten zusammen die Meisterprüfung gemacht. Sie wurden unsere Freunde über viele Jahre. Das Zelten missglückte kläglich, weil Melitta vor Spinnen, Ameisen, Schlangen und wer weiß wovor noch Angst

bekam. Ich baute in der Nacht die vordere Sitzbank aus und die beiden Damen verbrachten den Rest der Nacht im Auto. Hans und ich schliefen im Zelt. Wir fuhren weiter und verbrachten noch zwei Nächte in der Jugendherberge Triefels. Tagsüber gab's genug zu sehen und es war letzten Endes doch ein schöner Urlaub. Ein schöner neuer BMW 700 in Lindgrün mit 4 Sitzen für 7000 DM war unser nächster. Damit und mit Hans erstem Auto, ein Peugeot, machten wir Urlaub an der Adria in einem Bungalow. Melitta, ihre Mutter und ihr 5 jähriger Sohn waren auch dabei. Damals kam es zu einem Badeunfall. Melittas Mutter, eine ältere Dame, wagte sich zu weit in die Brandung und verlor den Halt. Anni konnte sie gerade noch herausziehen. Daraufhin bekam sie eine Lungenentzündung und musste dort ins Krankenhaus. Am Urlaubsende fuhr ich mit Anni allein nachhause. Hans musste bleiben. In gleicher Besetzung erlebten wir auch die Insel Elba. Nur war noch eine Freundin von Melitta mit ihrem Mann Charli, in einem alten Renault mit total abgefahrenen Reifen, dabei. Er war Franzose, geboren auf Korsika. Er wollte uns Angeln lernen. Das Ergebnis war kläglich, zu dritt fingen wir

fünfzehn Sardinchen. Von den Damen wurden wir drei ausgelacht. Nach acht Jahren folgte ein gebrauchter Ford mit der drei Personen Sitzbank vorn. Mit dem hatte ich wenig Freude. Eine für vier Personen im Bus gebuchte Reise zur Apfelblüte nach Südtirol wurde ganz Kurzfristig abgesagt. Abends vor der Abfahrt kam Herr Lauer persönlich vorbei. Die Koffer standen schon bereit. Obwohl mein Auto nicht ganz fit war fuhr ich mit Anni, Heidi Heidrich und ihrer Freundin Liesel zur Apfelblüte nach Südtirol, dahin wo die gebuchte Reise hingehen sollte. Dreimal mussten wir unterwegs Kühlwasser auffüllen. Die dortige Ford Werkstatt konnte erst nach 4 Tagen die passende Zylinderkopfdichtung einbauen. Danach dauerte es aber noch zwei Tage bis der Motor perfekt lief. Unsere Ausflugsziele mussten wir in der Nähe suchen um sie meist zu Fuß zu erreichen. Trotzdem hatten wir auch da schöne Erlebnisse. Um 1973 tauschte ich diesen durchgerosteten Wagen gegen einen Ford Admiral. Den ich wiederum vier Jahre fuhr. Inzwischen hatten wir Robert Ludwig als Pflegekind aufgenommen. Siehe "Robby".

ROBY

1969 war ich Werkstattmeister bei der Hoch- und Tiefbau Firma Bernd und Co, in Kusel. Die Werkstatt war gleichzeitig die Einsatzzentrale der "Schwarzen". Damit waren die zehn LKW Fahrer, Baggerführer und Maschinisten gemeint, welche wegen der meist ölbeschmutzten Kleidung und Hände so genannt wurden. Dazu zählte sich auch ein Hilfsarbeiter der stundenweise nach Bedarf die Rüttelwalze, zum verdichten des Erdreichs, bediente. Wegen der damals noch schlecht gedämmten Erschütterungen machte es sonst keiner gerne. Heinz Ludwig (geb. 1933) war stolz die Walze fahren zu dürfen. Er war mit seiner Familie irgendwie aus dem Osten nach Kusel gekommen, wohnte auf dem Holler in einer Sozialwohnung und sprach einen schlechten Berliner Dialekt. Lesen und schreiben konnte er nicht. Das tat seine Frau oder die zweit älteste Tochter für ihn. Von Letzterer lernte er damals seinen Namen zu schreiben. Er hatte in der DDR als Schweinemäster gearbeitet. Die älteste Tochter brachte seine Frau

mit. Es bestanden berechtigte Zweifel, dass er der Vater aller anderen Kinder ist. Das Achte Kind, war zu der Zeit unterwegs. Heinz war ein guter Kerl, zu gut. Er war mit allem zufrieden und hat immer fleißig gearbeitet. Sie hingegen war ein durchtriebenes, mit allen Wassern gewaschenes Luder. Ihr achttes und letztes Kind war ein Junge. Er war knapp ein Jahr alt, als unser Pfarrer Gscheidle einen Paten für ein armes Kind am anderen Ende seiner Pfarrei suchte. Der Pfarrer wollte ihn taufen aber Frau Ludwig behauptete sich. Ohne Pate, Keine Taufe. Ich war Presbyter und bei einem Besuch des Pfarrers bei uns wurde Anni darauf aufmerksam. Da ich mehr über die Verhältnisse wusste, lehnte ich es strikt ab eine Patenschaft in dieser asozialen Familie zu übernehmen. Pfarrer Gscheidle fuhr trotzdem mit Anni, ohne mein Wissen, zur Familie Ludwig. Als sie den hübschen blauäugigen Jungen sah war es trotz meiner Warnung geschehen. Sie wurde Patin.

Wir waren damals 45 Jahre und hatten die Hoffnung auf eigene Kinder, die wir uns ja so sehr gewünscht hatten, aufgegeben. Zudem war Anni ja auch durch die Folgen der Gehirnverletzung bei dem Rollerunfall am 05.Mai 1955 gehandikapt. Sie bekam jetzt nur noch gelegentlich Epilepsieartige Anfälle. Unser Haus war aufgestockt und viel Platz war vorhanden. Ein Kind anzunehmen und zu adoptieren waren wir bereit. Aber aus einer solchen Familie doch nicht. Diesen Schritt habe ich darum immer wieder bewusst verschoben. Zum Glück, wie ich heute weiß.

Alle paar Wochen, nach telefonischer Absprache, holten wir Robert Ludwig geb. am 14. Januar 1970 zu uns. Seine Familie und auch wir nannten ihn Roby. Seine Geschwister wollten natürlich mit, aber ich war konsequent. Anni badete ihn und zog ihm neue Kleider an, welche beim nächsten Mal nicht mehr aufzufinden waren. Als Lehre daraus brachten wir ihn dann immer in seinen alten Sachen zurück und behielten die guten bei uns. Die Waschmaschine der Familie Ludwig war meistens kaputt. Sie wurde ja auch zum bereiten des Badewassers missbraucht und alle durften daran drehen. Als Roby zur Schule gehen sollte, meldete ihn seine Mutter einfach bei den Lernbehinderten an, denn dahin gingen ja auch seine Geschwister. Da waren die Bücher und Hefte umsonst, das Amt bezahlt es ja. Als er 7 Jahre alt war starb seine Mutter. Sofort brachten ihn seine Schwestern zu uns und wir gingen mit ihm zur Beerdigung. Die Umstände Ihres Todes blieben rätselhaft und unaufgeklärt, wie die drei Brände auf der Ritschmühle. Einmal brannten der Pferdestall und Scheune unterhalb des Weges. Später brannte das alte, seit Jahren leerstehende, Wohnhaus mit Stall und Scheune oberhalb des Weges und zuletzt noch das ehemalige Wohnhaus des Sägemüllers Conrad, mit dem markanten Walmdach. Das Jugendamt brachte Robys Bruder Karl-Heinz und die beiden jüngsten Schwestern zu Pflegeeltern. Und Roby? Er blieb bei uns. Von seinen drei ältesten Schwestern wohnte eine in Rammelsbach und eine in Kusel. Beide waren verheiratet. Die letzte wohnte bei ihrem Freund in Kaiserslautern.

Zwischenzeitlich war Heinz Ludwig im Gefängnis, da er sich an seinen beiden ältesten Töchtern vergangen haben soll. Sie hatte ihn wahrscheinlich angezeigt damit Platz für Ihre Freier war. Seit längerem wohnten sie schon

auf der Ritschmühle und er musste laut Gerichtsbeschluss fern bleiben. Er wohnte im Gartenhäuschen, 100m weiter und versorgte seine Familie. Ich habe selbst gesehen wie er dort mit einer Holzaxt, einem Taschen- und einem Küchenmesser ein von ihm gemästetes Schwein, schlachtete und portionierte. Roby erzählte uns einmal beiläufig: „Weil wir nicht genug Betten hatten und Memet da war, musste ich auf dem Bettvorleger schlafen, statt bei Mamma.“ Um ihn tagsüber bei Kurzbesuchen von Türken aus dem Weg zu haben, wurde er zum Interkauf geschickt um einen Kasten Bier zu kaufen. Den brachte der Kleine dann drei oder vier Flaschenweise heim. Solange war die Luft rein. Schon als sie noch in Kusel wohnten wurden Rechnungen, auch für Kartoffeln bei Bauern, durch körperliche Dienstleitung bezahlt. Auch die Töchter sollen im Angebot gewesen sein. Sie war ja eine stattliche Frau die nicht schlecht aussah.

Anni kannte Werner Bach, den späteren Bürgermeister von Kusel. Sie fuhren beide zur gleichen Zeit zum Studium nach Kaiserslautern. Er war Lehrer und Leiter der Hilfsschule auf die Roby ging. Seiner Meinung nach war Roby nur wegen der kostenlosen Bücher auf seiner Schule und das er es mit etwas Nachhilfe auch auf die Normalschule schafft. Allerdings waren jetzt zwei Schuljahre nachzuholen. Anfangs war es sehr schwer, er war kolossal verlottert. Aber Anni hat es mit viel Geduld und Liebe geschafft, ihn zum Lernen wollen, zu bringen. Ich muss sie heute noch dafür bewundern. Ab dem drittem Schuljahr konnte er schon zur normalen Schule und wurde sogar ein guter Schüler. Er und Anni waren stolz. Allerdings traf er auch immer wieder seine Geschwister in Kusel, was wir ja leider nicht verhindern konnten. Er begann alles Mögliche zu verlieren und andere Kleinigkeiten tauchten auf. Er behauptete, er habe getauscht. Wir begannen ihm nicht mehr alles zu glauben. Und es hatte sich bestätigt, er hat uns belogen. Er stahl sogar Geld, bei Altersgenossen in Blaubach. Das war eine sehr, sehr große Enttäuschung für uns. Er gab einfach keine Antwort mehr und reagierte auf nichts. Ich kam so in Rasche, dass ich meinen Vorsatz brach, ihn übers Knie legte und ihm mit einem dünnen Stock den Hintern versohlt. So wie ich es einst bei meinem Lehrer gesehen hatte. Keine Träne, kein wehklagen, keinerlei Reaktion zeigte er. Er nahm es einfach hin, als gehört es dazu. Ich hatte mich damit mehr gestraft als ihn. Ich war ratlos. Anni hat, wie auch später immer wieder, vermittelt. Doch

er hat es immer wieder fertig gebracht sie um den Finger zu wickeln.

Heute weiß ich dass er seine Anpassungsfähigkeit, Glattheit, Geschmeidigkeit und Verlogenheit auch Intelligenz von der Mutter hatte. Seine Leidensfähigkeit die bis zur Selbstverstümmelung reichte sowie wahrscheinlich auch sein sexualverhalten hatte er da wohl vom Vater.

Er bekam unser Klappfahrrad und plötzlich war es weg. Wo war es? Er schwieg! Wahrscheinlich haben es seine Geschwister Kaput gefahren. Als er zur Lichtenburg in die Lehre kam, bekam er dann mein Rennrad mit 21 Gängen. Ich musste es mehrmals reparieren oder ihn mit dem Auto abholen. Meist um 22:00 Uhr. Wir waren einfach der Meinung: „Was andere Jungen mit richtigen Eltern in seinem Alter haben, sollte auch er bekommen“. Weil sein Taschengeld nie reichte, fragten wir uns warum? Wir bekamen heraus, dass er an den Spielautomaten, die an jeder seiner Arbeitsstellen aufgestellt waren, spielt. Mit 16 konnte er dann den Moped-Führerschein machen und ich kaufte ihm eine gebrauchte, sehr gut erhaltene Honda 50ccm für 2.500 DM. Jetzt kam er in schlechte Gesellschaft. Eine Gruppe von schwererziehbaren vom christlichen Jugenddorf Wolfstein. Sie sollten fast alle, wie auch Roby, Koch lernen. Sie wohnten hinter der Kirche im umgebauten, ehemaligen Schulhaus in einer Wohngemeinschaft oder in einem von Wolfstein gemieteten Haus auf der Tuchram. Dort holte ich ihn sogar nachts einmal heraus. Immer öfter stritten Anni und ich „lieber doch kein Kind als so einen unverbesserlichen Lügner“. Anni war inzwischen Krebskrank geworden, was unsere Lage bestimmt nicht verbesserte.

Das Pflegegeld was wir vom Jugendamt bekamen, habe ich von Anfang an auf ein Konto eingezahlt welches ich für ihn angelegt habe, auf welches nur ich Zugriff hatte bis er 18 Jahre alt war. Nur die großen Ausgaben für ihn, wie Führerscheine, Moped und Auto kamen von da. Eigentlich war es ja unser Geld, eben Pflegegeld. Als er dann 18 Jahre wurde und den Führerschein hatte, vereinbarten wir mit ihm, dass er für den Verkaufserlös seines Moped und den von uns angesparten Betrag unseren noch sehr gut erhaltenen Renault 7 erhält. Den hatte ich 1984 zum Neupreis von 16.000 DM gekauft und war noch etwa 5.600 DM wert. Auf seinen Konten waren 3.840 DM

festgelegt und bis 01.Januar 1990 noch einmal 1.100 DM welche ich für ihn ablöste. Also Geld welches ich ihm für die Rest Zeit lieh. Für sein Moped bekam er, nach mehreren Stürzen die für ihn immer glimpflich ausgingen, nur noch 100 DM. Somit hatte er an mich 5.040 DM für sein erstes Auto gezahlt. Die restlichen 510 DM und die erste und letzte Tankfüllung schenkten wir ihm dazu. Dann habe ich am den Mazda 606 für 24.000 DM gekauft den ich 16 Jahre lang fuhr, und 2004 den Smart für knapp 10.000 Euro.

Als er nachts mal wieder nicht nach Hause kam, fuhr ich morgens zur Burg um nachzusehen. Sein Auto stand auf dem Parkplatz. Mit meinem Reserveschlüssel öffnete ich den Kofferraum und fand drei Flaschen Spirituosen und zwei Päckchen Zigaretten, sowie einen verbogenen Rahmen, wahrscheinlich von einem Zigaretten-automaten. Er rauchte nicht und trank keinen Alkohol, jedenfalls wussten wir nichts davon. Was wollte er damit? Er belog uns! Sein Freund habe die Flaschen billig gekauft und eine wolle er nächste Woche seinem Vater zum Geburtstag schenken, da er ihn besucht. Die Zigaretten seien ebenfalls ein Geschenk. Der Rahmen hätte auf dem Parkplatz gelegen und damit sich niemand verletzt, wolle er ihn entsorgen. Wir glaubten ihm nicht, hatten aber auch keinen Anhaltspunkt für etwas anderes. Selbst als die Zeitung von Einbrüchen in einsamen Hütten und Sportheimen berichtete, dachten wir doch nicht dass Roby es war. Erst als die Polizei sein Auto beschlagnahmte und ihn mitnahm war es für uns klar, dass wir einen Einbrecher herangezogen hatten und beherbergten. Sein verantwortlicher Ausbilder bestätigte telefonisch seine regelmäßige Anwesenheit, außer an Schultagen. Da fuhr er mit der Bahn nach Kaiserslautern. Ob er da wirklich in der Schule war, blieb unerforscht. Sein Lehrvertrag wurde von Stephan Klink vom Felsbachhof in Ulmet unterschrieben. Der Felsbachhof, das Hotel Reweschnier sowie die Burggaststätte bildeten damals in Kooperation und Austausch, gemeinsam mehrere Lehrlinge aus. Roby war an den drei Arbeitsplätzen tätig, am meisten aber auf der Burg Lichtenberg. Ihm wurde Geschick und Fleiß bestätigt. Allerdings reichte es nicht für die Gesellenprüfung. Ich wollte unbedingt, dass er sie widerholte, damit er wenigstens eine abgeschlossene Berufsausbildung hat. Er wollte einfach nicht und ging zu Mc Donalds in Kaiserslautern, wo ihm seine Schwester Obdach

bot. Das Gerichtsurteil war in meinen Augen, ein „weiter so“. Ich war extra nach Kaiserslautern gefahren und hatte wegen einer Verzögerung lange warten müssen, doch die Verhandlung dauerte nur eine knappe Viertelstunde. Das heruntergeleierte Urteil lautete

nach Jugendrecht, Ersttäter, Verurteilung auf Bewährung, Aussetzung auf Bewährung, Verwarnung und keine Eintragung ins Strafregister. Ich war sehr verärgert, nicht über Roby sondern über den Jugendrichter. Sind „die“ wirklich „so“ machtlos? Und ich erst? "

Zwei 19jährige als Einbrecher ermittelt

Kripo klärt Serie von Straftaten seit Juni letzten Jahres – Sportheime bevorzugte Objekte

KUSEL (red). Erfolg der kriminalpolizeilichen Ermittlungen: Sie konnte eine ganze Serie von Einbrüchen und Diebstählen im Kuseler und Wolfsteiner Raum aufklären. Zwei junge Leute werden für die Diebstahlsreihe verantwortlich gemacht, die Mitte des letzten Jahres begann. Ziele waren in einer ganzen Reihe von Fällen Vereinssportheime.

Wie Kriminalhauptkommissar Manfred Deutsch gestern mitteilte, wurde am 15. März um 2 Uhr ein 19jähriger Auszubildender von Beamten der Schutzpolizei-Inspektion Kusel in Blaubach nach einem versuchten Einbruch ins Sportheim Rothselberg festgenommen. Bei dem Versuch, in das Gebäude zu gelang-

gen, war die Alarmanlage ausgelöst worden. Bei seiner Vernehmung gab er als Mittäter einen weiteren 19jährigen aus Kusel an, der noch am gleichen Morgen von der Polizei in seiner Wohnung festgenommen wurde.

Aufgrund an den Tatorten gesicherter Spuren und Geständnisse der zwei Täter konnten folgende Straftaten geklärt werden: vier Einbrüche in die Waldgaststätte Winterhelle und vier Einbrüche in die „Tennisplätzchen“ in Blaubach. Ferner kommen auf das Konto der beiden 19jährigen Einbrüche in folgende Sportheime: Konken, Schellweiler, Haschbach, Theisbergstegen, Oberalben, Thallichtenberg, Rammelsbach, Rothselberg, Diedelkopf

und Wolfstein. Außerdem werden ihnen mehrere Einbrüche in die alte VKE in der Trierer Straße angelastet. Diese Einbrüche wurden jedoch nur von dem Täter aus Kusel verübt. Weiterhin entwendeten die gleichen Täter in fünf Fällen in der Nacht angelieferte Lebensmittel vor Geschäften in Kusel.

Die Diebstahlserie begann, als der in Blaubach wohnhafte Täter seinen Führerschein für Pkw bestanden und sich ein Auto zugelegt hatte. Dies war im Juni 1988. Nach Rücksprache mit der Staatsanwaltschaft Kaiserslautern wurden beide Täter auf freiem Fuß belassen, da es sich um Ersttäter handelt, die einen festen Wohnsitz nachweisen können.

Bei Mc Donalds lernte er Margarita Marmone, die Tochter aus einer italienischen, ehemals Gastarbeiterfamilie kennen. Die sich in Kaiserslautern gut eingelebt hatten, wie ich fand. Sie putzte dort und wurde bald schwanger. Wir wurden zur Hochzeit eingeladen.



Wir fanden, dass Margarita zu schwach für den raffinierten Lügner ist. Er ließ seiner Spielsucht freien Lauf und er verspielte wirklich jeden Pfennig an den zu vielen Automaten. Ich bat sogar seine drei Schwäger, ihn aus den Spielhallen zu holen, wenn nötig mit Gewalt, aber auch dehnen waren die Hände gebunden wegen Ausländer-feindlichkeit. Ich half ihm seine Wohnung in Dansenberg ein-

zurichten und Anni war froh mit Margaritas erster Tochter. Doch Jahr für Jahr folgten, soviel mir bekannt ist, weitere zwei. Er fuhr DIXI Klos an die Baustellen, womit er mehr, aber auch unkontrolliert verdienen konnte. Trotzdem reichte es hinten und vorne nicht. Schuld daran war immer die verdammte Spielsucht, gegen die offenbar kein Kraut gewachsen ist. Mein letztes Angebot war, er solle den Führerschein 2 machen, um Berufskraftfahrer werden zu können. Dies ging auch in die Hose, weil er sich nie bei der von mir beauftragten Fahrschule in Kaiserslautern blicken ließ. Ich wollte ja auch nur den Fahrlehrer und die von ihm besuchten Fahrstunden bezahlen. Anni war inzwischen verstorben, wahrscheinlich haben der Ärger und die Aufregung um Roby maßgeblich dazu beigetragen.



Seine älteste Tochter

Embe Haus und seine Bewohner

Zur Vorgeschichte, nach meinem Wissensstand.

Aus einer Urkunde des Königlichen Notars Cuny in Kusel vom 18.01.1887, geht hervor dass der Vater Adam Imbt Junior und Ehefrau Elisabetha Weingarh, ihrem Sohn Heinrich das bereits von Ihm bebaute Grundstück verkauften. Siehe im Mittelstein des Torbogens vom Nachbarhaus (Nr. 8) hinten "1886". Heinrich (geboren am 01.01.1857; gestorben am 19.03.1907 beides in Blaubach) war also der oder ein älterer Bruder vom Großvater, Adam Imbt II geb. 1866, meiner 1992 verstorbenen ersten Ehefrau Anna geb. Schultheiß.

Daraus schließe ich, dass vor ihren Eltern drei Generationen gleichen Vor-und Nachnamens

nacheinander mein Haus bewohnt haben. Vielleicht der weitere Adam Imbt der am 23.03.1832 in Blaubach geboren und am 20.07.1906 auch hier gestorben ist und in den Nachforschungen von Klaus Edinger aus Amerika, nachweislich falsch (siehe oben) als Ehemann seiner Schwiegertochter Elisabeth Weingarh genannt wird. Wer es erbaute und wann lässt sich mit meinem Kenntnisstand nicht eindeutig bestimmen. Vielleicht der 1801 geborene Johann Heinrich oder der 1803 geborene Johann Adam. Beide könnten der Vater von Adam geboren 1832 gewesen sein. Ich schätze zwischen 1800 und 1845, was eine alte Karte beweist. Jedenfalls war es ein weitgehend autarker Bauernhof mit eigenem Brunnen, Backofen und einer Räucher-kammer auf dem Dachboden.



1952 mit neuer Treppe

Der letzte Adam Imbt II war geboren am 12.09.1866 und lebte bis 31.08.1936 und ist mit seiner Frau Catharina geb. Göres vom Mayweilerhof geb. 1869 bis 1945 mit Anna geboren am 02.12.1925, meiner ersten Frau auf dem Arm, auf dem Bild von 1926 zu sehen. Das kleine Mädchen ist Elsbeth an der Hand ihrer Mutter Wilhemiene Schultheiß

geb. Imbt (geboren am 18.09.1898; gestorben 09.02.1937).

Die Nachforschungen von Klaus Edinger über den Namen Imbt in Amerika habe ich am 28.06.2013 erhalten, danke Klaus! Aber leider verwirrt mich das mehr als es klärt. Ich gebe es dazu. 13. 07. 2013 Willi. Wo ich Jakob den

Musiker, geb. 1860 und den Nazi Richard 1900 bis 1987 einordnen soll weiß ich nicht.

Das Bild von etwa 1896-97 zeigt Adam Imbt II und Frau Katharina mit ihrem Sohn Otto.



Da der Sohn, Otto geb. 1891 im ersten Weltkrieg seit 1915 vermisst wurde und nur noch die zwei Töchter, Klara und Wilhelmiene (Mienchen) blieben und Klara schon mit Paul Ahr in Altenkessel verheiratet war, ging das Anwesen an letztere und ihren Mann. Meinen Schwiegervater, Otto Schultheiß. Er wurde am 22.07.1891 in Dennweiler-Frohnbach geboren und ist am 25.04.1979 im Krankenhaus in Kusel friedlich verstorben. Sein Vater Adolf war in Dennweiler-Frohnbach Landwirt und Wagner (Stellmacher) und stammt wie seine Frau, eine geborene Pees aus Baumholder. Ihr erstes Haus war noch Strohgedeckt und brannte ab. Danach erbaute er den Hof zwischen Dennweiler und Frohnbach auf Frohnbacher Seite neu. Er wurde über 90 Jahre alt. Otto Schultheiß wurde 88, er heiratete 1941 zum zweiten Mal und durch Zufall ausgerechnet eine Cousine meines Vaters "es glaner Tillche". Sie hatte ihre verwitwete Tante, Frau Katharina Knapp, in Altenglan gepflegt und beerbt sowie den Sohn ihrer im Kindbett verstorbenen Schwester großgezogen. Mathilde, wie wir sie später nannten, war am 27.06.1899 geboren und starb am 19.02.1983. Sie heiratete einen Blechschmied und Musiker aus Bosenbach welcher tödlich verunglückte. Nach dessen Tod betrieb sie ihre kleine Landwirtschaft allein, da wo jetzt

der Herzdrickerbrunnen steht. Aus Mathilde Dick geborene Albert (Ulmet) wurde Frau Schultheiß in Blaubach. Aber das Herz von Elsbeth und Anni konnte sie nie gewinnen, woran die Eifersucht ihres Neffen und Pflege-sohnes Ernst Stoffel ursächlich Schuld war. Er lernte damals bei seinem Vater in Ulmet Metzger und wohnte auch da. Kaum aus-ge-lernt ging er freiwillig zur SS. Ich lernte ihn erst nach dem Krieg kennen und ich hatte den Eindruck, er war kein "guter". Mathilde war für Elsbeths Kinder die Oma. Anni und ich haben sie als sie allein und krank war, genau wie vorher den Opa, gut versorgt. Das war für uns doch selbstverständlich und wäre ohne den Passus im Hausübergabeakt, kein bisschen anders gewesen. Ich zitiere wörtlich aus Urk.-Rolle Nr.481/50 Notariat Kusel Seite 5 Absatz c): „Die Erwerberin verpflichtet sich, ihren Eltern von heute an auf deren Lebensdauer unentgeltlich in gesunden und kranken Tagen zu warten und zu pflegen, ihnen sämtliche Hausarbeiten zu verrichten oder verrichten zu lassen, ihnen insbesondere zu kochen, zu waschen, zu flicken, das Bett zu machen und die Zimmer zu reinigen, den Arzt zu holen und die Arzneimittel herbeizuschaffen. Die Kosten zur Beschaffung der Verpflegungsmittel haben die Eltern Schultheiß selbst zu bestreiten. Weiter ist die Erwerberin verpflichtet, die gesamten Obsterträge der übergebenen Grundstücke an die Eltern Schultheiß auszuliefern.“ Alle anderen Passagen dieses Aktes wären auch heute noch denkbar, aber uns bleibt Heutzutage nur ein Platz in einem Altenheim, das wir selbst zahlen solange noch etwas da ist. Der Opa ging wegen eines Magenleidens in Frührente. Er war Feldgeschworener und arbeitete halbtags bei der Flurbereinigung mit, welche etwa 1963 abgeschlossen war. Im ersten Weltkrieg war er Feldwebel und im Zweiten im Volkssturm. Unterlagen darüber habe ich schon vor Jahren an seinen ältesten Enkel Benjamin Becker (Sohn von Hans Becker) übergeben. Am Freitag den 29.11.2013 bei der monatlichen Zusammenkunft der Mitarbeiter des Arbeitskreises Dorfgeschichte, zu denen ich mich auch zähle, habe ich nun dort die Unterlagen wiedergefunden. Ich denke da sind sie nun am besten aufgehoben bei den anderen Originalbildern in dem von Schultheiß Otto in Handarbeit persönlich angefertigten Sperrholzkoffer, mit Überwurffalle und Hängeschloss.



Er war Schreiner und Zimmerer und betrieb die Landwirtschaft, wohl auch weil eine Vergrößerung aus Mangel an Land und Erbteilung nicht möglich war, nur noch nebenberuflich. Eine Grundbucheintragung vom 01.07.1935 erlaubt mir die Vermutung, dass damals von Ihm immerhin noch 4,4 Hektar bewirtschaftet wurden. Die erste und meine Wissens auch einzige für ein Rindergespann geeignete Mähmaschine im Ort hatte er angeschafft. 1937 verstarb seine erste Frau, die Mutter meiner ersten Frau an Magenkrebs. Mit zwei Mädchen von 12 und 13 Jahren sowie der Oma, war dann die Landwirtschaft nur noch sehr eingeschränkt möglich.



Zumal sein Schwiegervater im Jahr zuvor verstorben war und die Schwiegermutter Anzeichen von Verwirrtheit zeigte. Es war bestimmt eine schwere Zeit für die ganze Familie, nicht nur wegen den hohen Kosten für Krankenhaus und Magenoperation. Zudem plötzlich alleine mit den zwei Mädchen in einem Alter in dem sie am allernötigsten eine Mutter gebraucht hätten. Er fand damals Trost und Hilfe bei den Neuapostolischen Mitbürgern und Nachbarn. Besonders bei "Rulefritze Elis" und "Dillmanns Elsje". Erste hatte ebenfalls zwei etwas ältere Töchter, im Nachbarhaus in der Hohl Hausnummer 2. Es gab in Blaubach und in unmittelbarer Nachbarschaft drei Elisabeth Ruht. Den gleichen Vor- und Nachnamen hatten "Inselar Betche" und meine Schwägerin und Wirtin "Zum dicke Daume", es Elsbeth. Die andere war die erste Frau von Ernst Morgenstern und Cousine von meiner Schwiegermutter. Anni wurde 1940 sogar neuapostolisch konfirmiert und 1945 ist auch die inzwischen irre Oma verstorben. Mit seinem direkten Nachbarn dem damaligen Nationalsozialistischen Ortsgruppenleiter Ernst Weingart sprach er nur so viel wie sein musste. Er war gegen die Nazis obwohl seine just verstorbene Frau, die NS Frauenschaft leitete.

Anni erzählte mir: "Ich war damals ein schwächliches Kind und bekam den Kartoffelschurz angehängt um Kartoffeln zu pflanzen auf Dickpeters Wies". Ein Acker von 250 m Länge, fast 0,5 Hektar. Beim besten Willen das ging nicht. Ich kann mir da ein Urteil erlauben, denn ich als kräftiger Junge habe im gleichen Alter mit meiner Mutter zusammen auf unserem nur halb so langen Acker auf dem Kreuzhof in Rammelsbach genau die gleiche Arbeit gemacht. Ein Kartoffelschurz ist ein leerer Kartoffelsack der umgebunden einen tiefhängenden "Kängurubeutel" ergibt. Eingefüllt werden 10 bis 12 kg auf je ein Auge geteilte Pflanzkartoffeln. In tief gebückter Haltung tritt man in die vom Pflug hinterlassene Furche und legt in Kinderschuh großem Abstand je ein Saatkartoffelkeimteil ab. Mit der nächsten Furche wird das Saatgut dann automatisch abgedeckt. Die Schmerzen bei meinem langen Rücken gedenken mir ewig. Ähnlich ging es wahrscheinlich auch Anni damals, obwohl sie einen kurzen Oberkörper hatte. Wegen derartigen Arbeiten wollte sie auch niemals einen Bauern heiraten. Zu Zeiten als ihre Mutter noch gesund war, stand meist wenn sie aus der Schule kam, der Suppentopf

auf dem noch warmen Herd und ein Zettel lag auf dem Tisch: Spülen, kehren, aufwischen, leere. Das bedeutete, den Rest Suppe essen, den benutzten Teller mit den schon angeweichten in der Spülschüssel und den Topf spülen, abtrocknen und in den Schrank stellen. Die Küche gründlich ausfegen und nass aufwischen sowie Eimer und Lappen zum Trocknen abstellen. Danach erst die Hausaufgaben machen. Die Eltern machten unterdessen die Feldarbeit. Ähnliches kannte ich ja von daheim, nur waren wir zu dritt und ich als ältester meist schon mit draußen.

Und da komme ich her: Das Bild (Seite 8) von meinem Elternhaus in Rammelsbach von

1926 zeigt auch mich auf dem Arm meiner Mutter, meinen Großvater Adam Becker und meine Cousine Kätchen Matzenbacher (später Korb) mein Vater ist noch im Türspalt zu sehen. Die Treppe wurde um 1936 verändert.

Am 10. Oktober 1948 zur Zeit der Währungsreform habe ich in Blaubach eingehiratet und am 1. März 1950 mit meiner Frau das Haus übernommen, mit einer Rückübertragungsklausel für Stall und Scheune für Annis Schwester Elsbeth, welche dann am 01.06.1955 vollzogen wurde. Ich arbeitete ab 1949 in Saarbrücken, damals war das Ausland.

Wie ich Blaubach, damals Hausnummer 26, vorfand

(Bild unter: „Es Anni, mei erschd Fraa“)

So wie an allen alten Bauernhäusern damals, waren notwendige Reparaturen wegen Inflation und Krieg seit 20 Jahren aufgeschoben. Der Wiederaufbau hatte zwar im Saarland schon richtig begonnen, da es wirtschaftlich mit eigener Währung an Frankreich ange-

schlossen war, bei uns jedoch nicht. Die Bilder von meinem Elternhaus in Rammelsbach sowie Embe Haus, wahrscheinlich vom gleichen Fotografen im gleichen Jahr 1926 gemacht, zeigen noch realistisch den Zustand von 1950. Siehe dazu, auch meine Umbauzeichnungen für die Aufstockung 1969.



1948 war für mich noch kein Platz im Haus. Der Bruder der Stiefschwiegermutter, Karl Albert war in Zweibrücken ausgebombt und

hatte bis zum Wiederaufbau ein Zimmer belegt. Annis Schwester, deren Mann noch in russischer Kriegsgefangenschaft war, wohnte

mit ihrer Tochter Heidi (3 Jahre) in 2 Zimmern und in den anderen beiden die Schwiegereltern. Nur das kleine Dachzimmer war für Anni. Darum bezogen wir schon am Hochzeitsabend dem 02.10.1948 die zwei gemieteten Dachzimmerchen im Matzenberg 7. Wasser, Ausguss und Plumps-Klo im Keller (Mietpreis mtl. 20 Reichsmark). Ein Bett und ein Küchenschrank von Annis Oma, ein Kleiderschrank war ihre Aussteuer, Tisch, 2 Stühle, eine Bank mit Vorhang für die Wasser Ver- und Entsorgung und eine Holzkiste steuerte ihr Vater bei. Den Küchenherd von meinen Großeltern habe ich repariert. Das "Schiff" (ist ein eingebauter Wasserbehälter) war unbrauchbar und das Backofenblech durchgerostet. Sechs Backsteine und eine passend gemachte Gussplatte ersetzten das Schiff und den Backofen habe ich geflickt. Mit meiner Schwester habe ich zusammen den Herd, per Handwagen von Onkel Franz von Rammelsbach nach Blaubach gezogen. Noch arbeitete ich in der Schlosserei Kuhn in Kusel für eine Reichsmark Brutto die Stunde. Anni half in der Landwirtschaft, wodurch wir auch zu essen hatten und glücklich waren.

1950 befand sich in der Küche und im Stall je ein Wasserhahn. Die Leitung kam vom Hof vorm Haus, durch die Wand am Ende der Kellertreppe rechts, noch ohne Zähler. In jedem Zimmer, auch den beiden unterm Dach, hing eine Lampe. Zudem in Stall, Scheune, Flur und an der Haustür außen. Eine Steckdose war in der Küche und der Zähler etwa da wo er jetzt noch ist. Der Wasserstein saß höher als heute üblich, da das Abflussrohr direkt hinter der Außenwand in einer gepflasterten Rinne endete, welche auch die Dachtraufe aufnahm. Sie reichte bis zum Backofen der praktisch die Wasserscheide war. Die Wiese hinten war flach abfallend bis ans Haus. Ich erkannte darin gleich den Grund der Feuchtigkeit der hinteren Hauswand. Der Garten auf der Südseite war mehr oder weniger eine Hangwiese, mit zwei Obstbäumen oben und einem großen Kirschbaum unten. Im Schuppen waren ein demontierter Erntewagen, Brennholz und der Hühnerstall. Im Keller Kohle, Briketts, das Eingemachte, Äpfel, der Apfelwein und der Zwetschgenschnaps. Die letzten beiden waren früher die beiden Hausgetränke der Landbewohner.

Die Gesamtlänge 22m, Tiefe 8-9m, eingeschossig. Mauern des Wohnhauses 70cm und Scheune 50cm. Eichengebälk, Ziegeldach,

Biberschwanz doppelt gedeckt, überm Wohnhaus teilweise Pfalzziegel nach der Reparatur, auf dem Schuppen Biberschwanz einfach. Nirgends eine Kandel. Lediglich 3-4 Reihen pflasterartig verlegte Steine unter der Dachtraufe. Das Klo befand sich in der Scheune. An der Rückseite war ein Backofen mit Kamin in der Außenmauer integriert. Die Türen innen, etwas links von dem jetzigen Spülbecken. Da wo jetzt im Bad das WC steht ist eine große Sandsteinplatte die den Brunnen abdeckt. Ich habe ihn, im Keller zugänglich gemacht. Von dort ist er 4m tief und ergiebig. Der Keller mit der recht hohen Wölbung ist noch unverändert. Außer 15cm Tonrohrkanal, teile des Fallrohrs vom alten WC, von vor der Kanalverlegung an der Hinterfront, Entwässerung vom Heizraum, einebnen mit Rammelsbacher Splitt, (für mich: "eine Hand voll Heimaterde") und der Betonboden vorne. Der jetzige Heizraum war Kartoffelkeller, Lehm Boden, ausgetretene Sandsteintreppe und nur 1,60 m hoch bis zur Balkendecke aus Eichen-Stick-Hölzern mit Lehm und Stroh umwickelt. Quer war ein Unterzug aus Eiche etwa 30x30cm und Stütze neben der Treppe die die darüber befindliche Tuffsteinwand trug. Die Decken im Erdgeschoss sind wie die bei der Kartoffelkellerdecke beschriebene, nirgends im Blei (waagrecht) und gerade, sondern durchhängend mit bis zu 17 cm Höhenunterschied von einer Ecke zur anderen. Zum Glück sind die Räume hoch genug und es wurde gesundes noch lange tragfähiges Eichenholz verwendet.

Hinten links wo früher die Küche war ist nicht unterkellert nur Hohlraum für die Leitungen. Im Flur lagen "Türlaien", große Sandsteinplatten zwischen Haustür und bunt, halbverglaster Küchentür. In der Küche waren für die damalige Zeit moderne blaue und graue sehr harte Fliesen verlegt. Zum Keller führte eine stark ausgetretene Sandsteintreppe hinter einem dunklen Verschlag. Nach oben eine Holzterrasse mit Geländer, rechts nach der Süd, Wetter, und Giebelseite ein Zimmer mit zwei Fenstern in einer Öffnung und links eines mit Dachfenster und Aussicht aufs Dorf. Neben dem Kamin, welches im Zentrum des Hauses in der Mittelwand eingebaut ist um alle Zimmer beheizbar zu machen, war eine Räucher- kammer. Durch die jetzige Brand, Trenn und Grenzmauer neben dem von mir errichteten Kamin für die Heizung führte über 3 sehr ausgetretene Sandsteinstufen eine Tür direkt in den Stall. Dieser war zweiseitig angelegt

für 6 bis 8 Stück Rindvieh. Rechts vom Gang geradeaus zur Scheune, war für Schweine und Kälber abgeteilt. Überall war reichlich Gefälle zum besseren sauber halten des Backsteinpflasters. Von der Scheune aus konnte man vor meiner Zeit durch eine Tür direkt hinter der vorderen Außenwand hinterm Scheunentor, in den Pferdestall, der zwischen der Außenwand zur Hohl und der Scheune lag. Weil derselbe von meinem Schwiegervater nicht mehr gebraucht wurde diente er ihm als Werkstatt. Außerdem war da ja auch noch Platz für einen Klo. Er hat die Ecke mit einem Fenster des Stalls und der Tür zur Scheune mit Bimssteinen abgemauert, eine Kloschüssel aus rotem Steinzeug mit direktem Abfluss in die Jauchegrube, selbstverständlich noch ohne Geruchsverschluss, mit einem stabilen Holzbrettsitz versehen sowie die Innenwände sauber verputzt und gekalkt. Damit hatte das Häuschen mit dem Herz neben dem Misthaufen im Hof, wie es damals noch üblich war, ausgedient. Im Hof vorm Pferdestall befand sich die Jauchegrube mit teils Beton teils Sandsteinplatten abgedeckt und Gras überwachsen. Die zur Straße sehr breite Einfahrt wurde rechts vom Misthaufen, da wo bis 2013 der Nussbaum stand und den gut 1m tiefer liegenden Hausgarten begrenzt. In der Böschung zum Garten mit Lattenzaun (jetzt ist dort das Rosenbeet) standen ein Mirabellen und ein Zwetschenbaum. Gleich hinter der Treppe vom Wohnhaus aus begann die Einzäunung des Hühnergeheges entlang des Hausgartens, wo jetzt die Garage mit Schreinerwerkstatt darunter steht. Etwa 20 Hühner hatten meine Schwiegereltern damals, eine Milch und Fuhr Kuh eine Ziege ein Schwein und 3 Schwalbennester im Stall. Ein Leichter Erntewagen stand im Hof. Für die Feldarbeit liehen sich die Kleinbauern gegenseitig die Fuhr Kühe aus. Mist fahren und pflügen besorgten befreundete Nachbarn mit Pferdegespann denen man dafür bei der Ernte half. Die örtliche Wasserleitung kam von einer Quelle im Röhrbachtal und dem Hochbehälter am Matzenberg, seit Anfang 1900. Weil die Menge nicht mehr reichte, musste eine zweite Quelle und eine Hangsickerung gefasst werden, wobei ich persönlich den mir zugewiesenen Teil des Leitungsgrabens ausgehoben habe. Damals konnte ich ein ganzes Jahr lang für nur 9 Reichsmark Wasser beliebig verbrauchen.

Als 1949 mein Schwager Heinz Joemann, Elsbeths Mann, aus russischer Kriegsgefangen-

schaft heimkehrte, war er krank, voller Wasser im ganzen Körper und Arbeitsunfähig. Damals entstand das Bild auf welchem Heinz und ich mit dem Kuhgespann unserer Schwiegereltern im Begriff sind den Hof zu verlassen. Mein Schwiegervater und ich hatten Bauschutt von der Treppe, einer meiner ersten Baustellen, aufgeladen und Ich wollte ihn wegbringen, aber Heinz verdrängte mich von der Gespann Führer Seite, womit er mich damals sehr verärgerte. Es war unser einziges gemeinsames Bild, aber es ist leider spurlos verschwunden. Ihn zog es in seine Heimat zu seiner Familie. Mit Frau, Tochter, Kinderbett und sonst wenig Gepäck liesen sie sich nach Datteln in Westfalen bringen, Heidi wurde da auch eingeschult. Leider ist ihr Vater schon bald an den Kriegsfolgen verstorben. Am 17.06.1950. Danach hielt Elsbeth nichts mehr in Datteln und wir mussten sie heimholen. Ihren Mann ließ sie exhumieren um ihn in Blaubach beizusetzen. Mit Buß Karl aus Rammelsbach und einem Bund Stroh auf der offenen Ladefläche seines LKW fuhren Anni und ich ins Ruhrgebiet um die verzweifelte Schwester zurückzuholen. Zuerst holten wir den Leichnam ihres Mannes im Zinksarg ab, luden ihre wenigen Möbel dazu und fuhren gleich wieder zurück, um noch am gleichen Tag zurückzukommen. Elsbeth Heidi und Anni quetschten sich zum Fahrer ins Führerhaus und ich zwischen Sarg und Möbeln auf Stroh, auf der Ladefläche. Damals ging das, Heute wäre das undenkbar. Heinz wurde am 12.08.1950 in Blaubach beigesetzt, in der Reihe der Kriegergräber. Sein Name ist auch am Denkmal vermerkt.

Erster und Zweiter Umbau

Während Elsbeth in Datteln wohnte, konnte Anni ihren Vater von der Notwendigkeit eines Bades mit WC im Haus überzeugen, denn vorher ging aus Platzgründen nichts. Die Woche über arbeitete ich in Burbach täglich mindestens 10 Stunden, damit ich Freitagabend heimfahren konnte. Den Plan hatte ich schon im Kopf. Zuerst musste eine, unsere Küche eingerichtet werden wegen der Wasserleitung und dem Abfluss. Eine Kochstelle für 4 Personen mussten wir ja haben im Haus. Zwischendurch musste die Abfluss Leitung und die 3 Kammergrube fertig sein. Emil Mahler, der damalige Gemeindegärtner und Feld und Waldhüter, half uns stundenweise bei der Erdarbeit. Die Maurerarbeit machte mein Schwager Kurt Barz und Einschaler mein Schwiegervater. Er war mir damals

noch eine große Hilfe. Jetzt musste der Fliesenboden und alles aus der alten Küche heraus und die Wände des Bades errichtet werden. Der alte "Spülstein" (Spülbecken) ist noch zu sehen an der Oberkante der Böschung hinterm Häuschen zur Grenze Mayer. Sämtliche Leitungen wurden von mir selbst verlegt. In das noch vorhandene Fallrohr neben dem Brunnen mündeten WC, Badewanne, Waschbecken und die Becken der alten und neuen verkleinerten Küche. Mein gesamter Jahresurlaub und unser gesamtes dafür Zurückgelegtes gingen dafür drauf. Die Badezimmer Wände bestehen aus Bimsplatten 50 x 100 x 8 cm. Länger als 1.70 cm durfte die Wanne nicht sein wegen dem Platz für das WC Becken. Der Badeofen war Holzbefeuert mit 4 m langem Ofenrohr um 4 Ecken dazu

ein für heutige Verhältnisse kleines Waschbecken, ein Spiegel- und ein Besenschrank, das war die Einrichtung. Was waren wir, auch mein Schwiegervater so stolz damit denn es war eines der ersten Bäder in Blaubach. Der nächste Bauabschnitt kam schon in Sicht. Große Fenster waren an allen Neubauten und die, wollten auch wir. Damals ging auch noch ohne Baugenehmigung auf dem Land. Wir machten es wahr. Mein Schwager war Polier bei der Firma Ham Erdesbach und hat mit noch 2 Mann und mir zusammen die Vorderfront unseres Hauses total verändert. Das Dach wurde von außen, und die beiden Zimmer von Innen abgestützt aus 5 kleinen Fenstern wurden 2 Große, moderne gemacht.



Umbau 1958

Über das 70 cm Mauerwerk kamen je einen kombinierter Eisenträger, Eichenholzbalken, Betonsturz. Was man durch die drei schmalen Fenster vorher nicht sah, störte uns jetzt kolossal, der dicke, krumme Deckenbalken. Der muss raus! Wir entfernten den Deckenputz und stützten die gesamte Decke ab. Wir ersetzten den noch gesunden Eichenbalken durch einen Eisenträger NP22. Der aber war dann 6 cm außer Blei, also nicht waagrecht. Mit der ersten Hydraulikwinde (LKW Wagen-

heber) die ich sah, geliehen vom Nachbarn Alois Kessler der uns mit seinem LKW auch das Baumaterial brachte, gelang es mir den Durchhang der Decke durch anheben zu begradigen, um den Träger ins Blei zu legen. Trotzdem musste ich später beim Abhängen der Decke noch 17 cm ausgleichen. Der krumme Balken trägt bis heute den Dach des Schuppen und das Schiebetor. Die neuen Fenster von Schreiner Krebs haben nur knapp 20 Jahre gehalten, wegen mitgeliefertem

Holzwanne. Danach bekamen wir die ersten Kunststofffenster mit Isolierverglasung im Ort. Die Fensterrahmen sind noch die ersten, nur habe ich persönlich vor etwa 15 Jahren neue Scheiben eingesetzt weil die alten trüb waren.

Die Eltern hatten vorne rechts ihr Schlafzimmer und hinten links die Küche. Anni und ich oben rechts an der Giebelseite unser Schlafzimmer und rechts hinten die Küche. Elsbeth und Heidi schliefen oben links (Dachfenster nach vorn) und das Zimmer links vorn. Als Kochstelle und zum Wärmen diente der alte "Ritschowe" von der "Embeoma". Heidi war sowieso meistens bei Oma oder Tante und Elsbeth kochte selten und schlug sich so durch. Eine Ziege stand noch im Stall und musste versorgt werden und Opa (Otto Schultheiß) arbeitete damals halbtags bei der Flurbereinigung. Er war auch Feldgeschworener, ehrenamtlich, vom Gemeinderat dem er ebenfalls angehörte, gewählt (das war so etwas wie Sachverständiger und Schlichter für Fragen von Grundstücksgrenzen). Die drei Frauen halfen als Ersthelferinnen oder wenn im Gemeindewald Tännchen gepflanzt wurden im Tagelohn.

Elsbeth heiratete, 1954 in zweiter Ehe den ältesten Sohn der Nachbarin Pauline Ruht und übernahm durch vorher notariell abgeklärte Rückübertragung Scheune und Stall von "Embe" Haus. Kurt Ruht war Tuchweber und arbeitete in der Kuseler Tuchfabrik. Als bald begann der Bau einer Wohnung über der Stalldecke. Die Eingangstreppe dazu besteht heute noch in leicht veränderter Form. Auf der Plattform oben etwas vergrößert befand sich das Bad. Weil die Höhe nicht ausreichte musste das Dach flacher und höher werden, siehe die Bilder. Hier wurden Roswitha Ulrike und Susanne geboren. Für seinen Nebenjob als Gastwirt baute Kurt, den Rest des Hauses um. Aus dem hinteren Teil des Stalls wurden Kühlraum und Toiletten, vorne eine Küche und daneben ein Heizraum. Für den Schankraum war die Höhe gesetzlich vorgeschrieben, was Schwierigkeiten mit der Höhe der Räume darüber brachte. Der Ausschank Dresen in der zuerst geplanten Form bewährte sich nicht und musste später verändert werden. Die Tuchfabrik wurde geschlossen und an die Bundeswehr verpachtet, die ein Kleiderlager einrichtete wo Kurt seine neue Arbeit fand. Elsbeth verkraftete den Job als Wirtin und Mutter von 4 Töchtern nicht auf Dauer. Die dritte Tochter, Ulrike heiratete den

Nachbarssohn Hans Becker und bewohnte dann die Wohnung der Eltern überm ehemaligen Stall, bis ihr neues Haus bezugsfertig war.

Benjamin und Cornelia verbrachten den ersten Teil ihrer Kindheit hier.

1986 Heiratete Susanne Udo Allmann aus Erdesbach und bezog die gleiche Wohnung, sie bekamen zwei Söhne Manuel und Michael.

Zurzeit wohnt Michael Allmann mit seiner Freundin Selina Trotzki da.

Michael Allmann hat 2013 den Teil der einst als Stall und Scheune erbaut wurde von "Embe" Haus übernommen.

Alle Veränderungen im alten Wohnhaus, bis zur heutigen gemütlichen Bewohnbarkeit wurden von mir geplant und ausgeführt. In den frühen Nachkriegsjahren ging das noch ohne amtliche "Hemmnisse", so dass mit meinen Zeichnungen des Plans zur Aufstockung, die amtlichen Unterlagen entstanden und genehmigt wurden. Grund der Aufstockung 1969 war Platz für Uns die Schwiegereltern und natürlich eigenen Nachwuchs zu schaffen. Nachdem sich diese Hoffnung zerschlagen hatte und sogar unser Pflegekind Robby (Robert Ludwig) nichts wurde, blieb nur die Hoffnung dass fremde junge Leute die sich einmieten und langsam unsere Pflichten und das Haus übernehmen.

„Der Nussbaum“ vor Embe Haus



Vor Embe Haus wurde von Otto Schultheiß, (der in seinem 88 jährigen Leben gerne und sehr viele Obstbäume pflanzte) im Anfang Der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein Nussbäumchen gepflanzt. Auf einem Bild mit Anni Heidi und Opa auf dem leichten Erntewagen für's Kuhgespann sieht man im Hintergrund den Misthaufen. Dahinter vermute ich den Stamm des jungen Nussbaums daran

angelehnt ist eine Stange die eine Querstange trägt, auf welcher etwas aufgehängt ist, das in etwa so aussieht wie Stores (Fenstervorhänge). Der Baum ist schlank und hoch gewachsen. Die Blätter unterscheiden sich von denen des Birnbaumes direkt daneben und der Mirabelle links hinter Anni. Ich selbst entsinne mich nicht, dass da ein Baum stand oder gepflanzt wurde. Ich habe den genauen Standort des damaligen Fotografen ausprobiert und habe bei der Übertragung des Bildes auf die große Bildleinwand der Gemeinde auch nicht mehr erkennen können. (Ich hatte dieses zum Treffen der Arbeitsgruppe Dorfgeschichte, bei der ich mich noch betätige, am 31.05. mitgenommen). Wie auch ich, ist Martin Pfeiffer der ja, auch Gartenbausachverständiger ist, davon überzeugt das Laub des Nussbaumes erkannt zu haben. Der Stammdurchmesser war damals etwa 10 cm. Heidi, die älteste Tochter meiner Schwägerin, ist am 01.06.1944 geboren.



Oma Joemann mit Heidi 1944

Beim Fällen des gut 60 Jahre alten Baumes, 2013 durch Udo Allmann und Sohn Michael habe ich in einem Meter Höhe einen Umfang von 188 cm geteilt durch 3,14 ist 60 cm Durchmesser und eine verwertbare Länge von 2,20 m gemessen. Jedoch wurde der Baum doch zu Brennholz verarbeitet da er sehr stark gerissen war.

In den letzten Jahren, vor allem seid die Terrasse überdacht war beklagte sich Elsbeth über das zu dunkle Wohnzimmer. Die Gefahr des Astbruchs und Beschädigung eines darunter geparkten Autos bestand ja immer und die Beseitigung des Laubes im Herbst war immer lästig. Trotzdem hat Michael wieder einen Nussbaum ein paar Meter weiter, näher zur Straße neu gepflanzt.

Das Recht: hinten

Ich bin jetziger Bewohner und Eigentümer des Stammhauses Imbt. Der Urgroßvater meiner 1992 verstorbenen Frau, Adam Imbt verkaufte am 28. Januar 1887, also bevor es Grundbucheintragungen gab (der Akt liegt mir im Original vor), an seinen Sohn Heinrich das hinter Ihrem Elternhaus, schon von ihm bebaute Grundstück. Für das Gelände zwischen den Häusern und den abgetretenen Ackerstücken wurde gegenseitiges dingliches Mitbenutzungsrecht für die jeweiligen Besitzer notariell festgeschrieben. Die Rechtskräftigkeit dieses Dokumentes wurde mir am 30.12.1985 durch Rechtsanwalt Reidel bestätigt.

Warum? Oberhalb der langen, gerade durchgehenden Grenzlinie zwischen Allmann und Hub befanden sich damals Äcker. Unterhalb des zwischen Lukas und Mayer noch deutlich erkennbaren Horst, begannen die Talwiesen. Der bäuerliche Hausgarten der Imbts befand sich auf dem heutigen Grundstück Lukas. Heinrich Imbt baute am unteren Ende der Äcker obwohl der Hof zu schmal, aber die Einfahrt über Vaters Grundstück besser war. Allerdings musste Vater Imbt über das Grundstück des Sohnes um seinen Hausgarten zu erreichen. Das war auch für die nächste Generation noch in Ordnung. Erst meine Schwägerin die das Baugelände am Äckerchen erbt und verkaufte veränderte dadurch die Verhältnisse zu unseren Ungunsten. Ich hätte z.B. Fenster nach Osten und Grenzbebauung gegen den Wegfall des Überfahrtsrechts getauscht oder Pacht für die Mitbenutzung verlangt, da ja die entsprechende Gegenleistung wegefallen ist. Damals wäre das durchaus zu machen gewesen. Ich wurde nichts gewahr.

Recht vorn:

laut Urkunde 481/50 auf Seite 4 (vom 15.03.1950) ist der Hofraum vor Stall und Scheune gemeinschaftlich zu benutzen. Außerdem besteht eine Grundbucheintragung

Unser Alltag

Am Beispiel des 03. April 2012, es war ein Sonntag. Wir haben ausnahmsweise lange zusammen ferngesehen. Der Krimi lief bis 24:00 Uhr. Eigentlich nicht unser Geschmack, aber er war spannend. Sehr brutale Geheimagenten zweier staatlicher Dienste, in Amerika, bekämpften sich. Ich musste alle zwei Stunden zur Toilette, weil ich erkältet war. Schon seit Wochen haben wir beide Schnupfen, und die Firma Tempo verdient an uns ganz gut. Viertel vor acht die Sonne war schüchtern zu sehen. Heidi war schneller fertig als ich, Sie hatte den Kaffeetisch fertig gedeckt und die Zeitung schon rein geholt. Sie hatte ihr Frühstück-Küsschen verdient. Was liegt heute an? Sie meinte so: Wäsche waschen, Fenster putzen, Wurst kaufen und Ruth besuchen. Für mich Winterreifen ab und Sommerreifen aufmontieren. Das Schlimmste davon ist Ruth, unsere Schwägerin. Es ist die Frau von Heidis verstorbenen Bruder Erich. Sie sitzt im Rollstuhl und ist linksseitig gelähmt.

Schlimm ist es, Sie dahindämmern zu sehen und nicht helfen zu können. Sie hatte einen Schlaganfall und die Hirnblutung wurde in der Uni-Klinik Homburg operiert. Seitdem ist Sie in der Frühreha, einer Spezialabteilung im Kuseler Krankenhaus. Nachdem ich die Zeitung gelesen habe und im Hof genug Sonne da war, habe ich am Auto die Reifen schon am Vormittag gewechselt. Bis Mittag hatte auch Heidi ihre Fenster geputzt, bunten Reis und eine etwas zu scharfe Sauce mit angebratenem Kasseler Fleisch gekocht. Nach dem Mittagessen schlief ich eine halbe Stunde im Pullover auf der Liege im Hof. Danach habe ich die abmontierten Winterreifen kontrolliert und die Steinchen aus dem Profil gepulvt. Heidi fuhr zu Ruth und ging anschließend noch Wurst kaufen. Ich musste meine Jeans gründlich ausbürsten und seitdem schrieb ich. Heidi war inzwischen wieder da und hat die getrocknete Wäsche abgemacht. Einen schönen rot blühenden Blumenstock hatte Sie sich selbst als Ostergeschenk mitgebracht.

So ändern sich die Zeiten

Die Eltern und Lehrer meiner Generation besuchten am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Schulen. Damals lehrte man Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Kaiserstreue, dazu Obrigkeitshörigkeit, die an Ehrfurcht grenzte. Die Lieder der damaligen Zeit triefen von "Pathos" (Gefühlsregung und Leidenschaft).

So etwa, wie die Inschrift auf dem Niederwalddenkmal, von der ich regelrecht geschockt war, als ich sie als Erwachsener nach dem Krieg las. Als ich als Kind zum ersten Mal dort war, habe ich gar nicht richtig hingesehen, es war ja das Lied, das wir auch in der Volksschule gesungen haben:

1. *Es braust ein Ruf wie Donnerhall, Wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum Rhein zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein?*

REFRAIN: Lieb Vaterland magst ruhig sein, Fest steht und treu die Wacht am Rhein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

2. *Durch Hunderttausend zuckt es schnell, Und aller Augen blitzen hell, Der deutsche Jüngling, fromm und stark, beschirmt die deutsche Landesmark. Refrain*
3. *Er blickt hinauf in Himmelsau'n, Und schwört mit stolzer Kampfeslust: "Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust." Refrain*
4. *"Solang ein Tropfen Blut noch glüht, Noch eine Faust den Degen zieht, Und noch ein Arm die Büchse spannt, Betritt kein Feind hier deinen Strand." Refrain*

5. *Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, die Fahnen flattern hoch im Wind: Zum Rhein, zum Rhein zum deutschen Rhein! Wir Alle wollen Hüter sein! Refrain*

Es gab Gesangvereine, Stammtische, und Dorfgespräche. Das waren in der damaligen Zeit die Informationsquellen fürs gewöhnliche Volk. Zeitungen waren teuer und darum selten und Radio gab es noch nicht.

Während des Ersten Weltkrieges lief eine regelrechte Kampagne, alle nicht deutsche Wörter aus dem Deutschen zu tilgen. Besonders auch Markennamen. Aus Boutique wurde Modegeschäft, aus Rendezvous wurde Verabredung und die Zigarette wurde zur Rauchrolle. Lehrer, Professoren und Pfarrer hielten flammende Reden wider den Ungeist der Fremdwörter und beschworen nationale Geschlossenheit. Eine Flut patriotischer Literatur, Lieder und Theaterstücke ergossen sich über die Deutschen. So stand es zu lesen vorige Woche in einem Rheinpfalzartikel von Annette Weber.

Nach solch guter Vorbereitung mussten die Nazis dann doch später Leichtes Spiel gehabt haben. Das alles war doch Wasser auf ihre Mühlen. Man braucht nur anzuknüpfen.

Nach ihrer Schulzeit erlebten unsere Eltern den Ersten Weltkrieg, Hunger und Elend bis zum "geht nicht mehr". Inflation und Arbeitslosigkeit. Diese Erfahrungen wirkten sich selbstverständlich auf die Erziehung der nächsten Generation, der Meinen aus. Meine Schulzeit fiel voll in die Entwicklung der Nazizeit 1931 bis 1939. Arbeitslosigkeit war kein Thema mehr weil die Rüstungsindustrie, Aufmarschstraßen also Autobahnen und Westwall alle verfügbaren Arbeitskräfte brauchte. Wer einer geregelten Arbeit nachging und ansonsten den Mund hielt, hatte kaum etwas zu befürchten. Eine gewisse allgemeine Zufriedenheit hatte sich eingestellt. Wir sangen dann in der Schule:

Es zittern die morschen Knochen, der Welt vor dem großen Krieg, wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein großer Sieg. Wir werden weiter marschieren, wenn Alles in Scherben fällt denn heute gehört uns Deutschland und Morgen die ganze Welt.

Und:

Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt. Wenn es steht zum Schutz und Trutze, brüderlich zusammenhält. Von der Maas bis an die Memel von der Etsch bis an den Bellt. Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt.

Und:

SA marschiert, die Reihen fest geschlossen in ruhig festen Schritt Kameraden die Rotfront und Reaktion erschossen, marschieren im Geist in unsern Reihen mit.

So wurden wir, das dumm gehaltene Volk, von uns kaum bemerkt, von den Nationalsozialisten zu Kriegern erzogen und in den Zweiten Weltkrieg geführt.

Diesen hätte es wie man heute weiß, laut gewissen Forschungsergebnissen, wegen der schlecht gemachten Versailler "Friedensver-

träge" früher oder später auch ohne Nazis gegeben. Bis dahin kannte ich ja nichts anderes und war darum auch Nazi. Meine Eltern waren fromme evangelische Christen und darum wurden daheim auch nur Lieder gesungen wie :

Jesu geh voran auf der Lebensbahn! Und wir wollen nicht verweilen dir getreulich nachzueilen, führ uns an der Hand bis ins Vaterland.

Oder: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, lob ihn, o Seele, vereint mit den himmlischen Chören. Kommet zu hauf, Psalter und Harfe, wacht auf lasset den Lobgesang hören!

Oder: Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust; ich sing und mach auf Erden kund, was mir von dir bewusst. Ich weiß, dass du der Brunn der Gnad und ewig Quelle bist daraus uns allen früh und spat nur Heil und Gutes fließt.

Oh welch ein Gegensatz! Denkst Du. Ich heute auch. Nur, ICH musste damit klarkommen und

bin es auch, denn meine heutige Einstellung habe ich ja nicht " hinterm Berg gehalten ".

Die Nazis haben meiner Generation ihre Jugend geraubt

Wir wurden zu Mördern und Massenmördern herangezogen und ausgebildet.

Mir ist zwar keine Statistik bekannt aber ich wage zu behaupten, dass nur etwa die Hälfte meines Jahrgangs halbwegs heil diesen Krieg überlebte.

Es war am 16. Mai 2012, ein Montagabend. Heidi, meine Frau kam von der Singstunde, war müde und ging schon schlafen. Ich zappte am Fernseher, um vielleicht noch etwas Interessantes zu sehen. Taucher die ganz nah an der englischen Küste nach Wracks suchten, das fesselte mich. Wie der Film hieß, oder der Sender weiß ich nicht. Nachträgliches suchen in der Fernsehzeitung brachte nichts, kein Titel der zu der Zeit lief passte. Zwei Wracks lagen in 60 Meter Tiefe ganz nah beieinander und nah der englischen Küste. Nirgends verzeichnet und niemand wusste davon, das war seltsam.

Was waren das für Schiffe?

Die niemand vermisste?

Wie lange lagen die da?
und warum ?

Nach vielen Tauchgängen, Vermessungen und Untersuchungen von Wrackteilen und deren Lage, sowie Recherchen, wurde die Herkunft klar. Es war ein deutsches U-Boot des Typs 7c mit Schnorchel, das ein englisches Schiff gerammt hatte.

Zwei Seemeilen weiter entdeckte man zwei weitere U-Boot Wracks des gleichen Typs. Genau für diese Boote war ich fertig ausgebildet zum Maschinen-Maat.



Ich war sehr christlich und kleinbäuerlich erzogen sowie durch Schule, Zeit und Umwelt, nationalsozialistisch geprägt. Meine Lehre

als Betriebsschlosser war abgeschlossen. Obwohl ich nie freiwillig aber tauglich war, war ich der richtige Kandidat für die Maschinenlaufbahn der Kriegsmarine für Unterseeboote (*Über meine Ausbildung schreibe ich an anderer Stelle*). Ich war gerade 20, sportlich durchtrainiert. Heute würde man sagen „fit wie ein Turnschuh“.

Vollgestopft mit Unterseeboots technischem Wissen, der sicheren Aussicht auf Beförderung beim ersten Bordkommando, zum Maschinen-Maat (Das ist der Rang eines Unteroffiziers) waren wir voller Tatendrang. Durch die Besten, hitlertreuesten, speziell geschulten Psychologen und politischen Führungsoffiziere wurden wir, wie ein Bundesliga Fußballtrainer seine Mannschaft vor dem Endspiel auf Sieg motiviert, für den Endsieg manipuliert. Man wollte uns unbedingt zu Kriegshelden, gewissenlosen Befehlsausführern und damit Massenmördern machen. Wohlwissend verharmloste man die uns bevorstehenden Strapazen und verschwieg uns die Zahl der nicht heimgekehrten Boote.

Wir wussten von den damals stetigen Luftangriffen und hatten sie zum Teil miterlebt. Trotzdem, getreu dem Fahneneid für Führer Volk und Vaterland war auch ich für diesen Einsatz bereit. Wir warteten auf das nächste Boot, das eine unserer Werften lieferte.

Erst 2010 hat die englische Admiralität die Verminungs-Pläne der Häfen freigegeben. Danach war das Gebiet, außer den eigenen geheim gehaltenen Fahrstraßen, weiträumig vermint. Erst im Herbst 1944 wurden auch letzteren in Küstennähe, speziell gegen U-Boote, mit in 20 Meter unter der Wasseroberfläche verankerten Mienen gesichert. Genau in **der** Tiefe, die für uns am gefährlichsten war. **Das** und die Folgen daraus mussten natürlich geheim bleiben. Aus deutschen Akten ergab sich, dass von den deutschen Booten, das letzte noch Mitte April 1945 sank. Hätten unsere

Werften weiterhin 8 U-Boote monatlich liefern können, wäre auch ich nach Probe- Versuchs und Übungsfahrt in Kiel ausgelaufen. In Stavanger (Hafen in Norwegen) fertig ausgerüstet, in drei wöchiger Unterwasserfahrt, nördlich um England und irgendwo auf See geblieben.

Ich wär im Fall des Einsatzes mit weiteren zwei Mann im Schichtdienst, für das sichere funktionieren aller beweglichen Teile an Bord verantwortlich gewesen. Grob geschätzt etwa 200 Hebel Scharniere Hähne und Ventile. Fast alles doppelt. Daran hing unser Erfolg und letztlich unser aller Leben. Dazu kam die Bedienung und Überwachung der beiden 1400 PS starken Dieselmotoren zur Fortbewegung und Aufladung der Batterien. Auch das Druckluftmanagement oblag dem Maschinenpersonal. Zwei Pressluftflaschen- Batterien mussten immer mit 205 bar (damals noch ATÜ) gefüllt sein. Dazu lief der Junkers Verdichter, eine sehr lautes die Antriebsmotoren noch übertönende Maschine, Stunde um Stunde. Der Batteriestrom verbrauchende Elektrokompressor war nur als Ersatz gedacht. Pressluft wird gebraucht, zum Anlassen der Motoren und des Ju- Verdichter, zum Füllen der Torpedoantriebe sowie für das Austreiben derselben aus den sechs Torpedorohren. Zum An- und Ausblasen der Tauchzelle und der Tanks, zum ausfahren des Sehrohres und wenn nötig zum Austausch der Atemluft. Auch alle Pumpen zum lenzen, trimmen und fördern, wurden nach Bedarf von uns bedient und gewartet.

Gegen Ende des Krieges wurde die Schnorchel- Technik erfunden und nach und nach alle Boote damit ausgerüstet. Das ist ein 15 m langes Röhrensystem mit Rückschlagklappen, zum senkrecht stellen und umlegen bei Überwasserfahrt. Damit können Boote unterm Wasserspiegel mit Dieselantrieb fahren ohne von Fliegern und dem englischen Radar, das wir ja noch nicht hatten, erkannt zu werden.

Rund 50 Mann in dieser 60 m langen, 3,5m dicken und 30mm starke Stahlblechröhren, mit den gesamten Maschinen und Waffenpark, wasser- und luftdicht eingeschlossen, müssen immer mit Zu- und Abluft versorgt sein. Das ist ganz besonders schwierig bei Schnorchelfahrt, wegen der Abgase. Für die Besatzung ergibt sich daraus eine weitere große Erschwernis. Die Tiefenrudergänger müssen stetig nachjustieren um genauestens

die richtige Tauchtiefe bei Seegang zu halten, sonst saugen die Diesel die Atemluft aus dem Boot.

Schichtdienst: Rund um die Uhr, mindestens zweimal täglich sechs Stunden Dienst. Arbeiten, essen, schlafen, waschen mit Seewasser und Seewasserseife, zwischen den laufenden sehr lauten Maschinen und immer stark dieselölgeschwängelter Luft. Dazu die Ausgasungen der Batterien und 24 Stunden Küchengeruch.

Die Koje: je 3 übereinander 55 cm breit und 2m lang, nach Leder und dem Schweiß der Kammeraden riechend. Zwei WCs an Bord. Durch öffnen eines Hahns spült Meerwasser die Schüssel und wird danach per Handpumpe hinaus gepresst ins Meer. Der Platz im Räumchen ist meist bis zum „geht nicht mehr“ durch die Lagerung von Konservendosenverpflegung noch weiter verengt.

Die Kombüse: ist nur ein Stehplatz, für eine normale Hausfrau viel zu eng. Trotzdem gelingt es dem Smutje und einem Helfer die gesamte Mannschaft wochenlang und rund um die Uhr zu versorgen. Da wird wirklich Höchstleistung gefordert.

Ab Sommer 1944 waren fast alle Seegebiete lückenlos vom feindlichen Radar überwacht. Darum mussten unsere Boote oft 3 Wochen lang ununterbrochen unter Wasser bleiben ohne Frischluft. Das waren Strapazen und psychische Belastungen denen nur sehr wenige gewachsen sind. Das grenzte an Folter und an Freiheitsberaubung und wäre heute undenkbar. Das würde psychiatrische Behandlung bis ans Lebensende nach sich ziehen.

Wäre meine Ausbildung ein paar Wochen früher fertig gewesen oder hätte nicht stattgefunden so hätte man auch mich schon früher als „Heizer“ (so nennt man den einfachen Matrosen der Maschinenlaufbahn) auf eine solche unmenschliche Art auf Feindfahrt geschickt und „verheizt“. Als Menschenmaterial, wie uns die Herren Generäle und Admiräle bezeichnen, in den damals schon aussichtslosen Krieg geschickt.

Man braucht nicht viel Fantasie um in dem Zusammenhang an die japanischen Kamikaze-Flieger oder die Selbstmord-Terroristen für den „Heiligen Krieg“ zu denken.

Krieg ist niemals heilig sondern immer unmenschlich, grausam und brutal.

Jedes Menschenleben sollte **jedem** Menschen heilig sein, auch dessen Leben der anders denkt oder glaubt als ich. Mit demokratischen Mitteln und Kompromissbereitschaft sollte man umdenken erleichtern und ermöglichen, nicht mit „gezielter Tötung“ durch Drohnen wie es zurzeit in Mode gekommen

ist. Der größte Teil der Menschheit verabscheut **jeden** Krieg. Nur Machtpolitiker, die Rüstungsindustrie, ihre Aktionäre und Lobby, wollen daran verdienen. Dafür ist wirklich jedes Menschenleben **viel zu schade**.

Zuerst musste ich fast 90 Jahre alt werden und diese Filmdokumentation sehen um endlich richtig zu verstehen was die Nazis mit meiner Generation gemacht haben. Ich fühle mich persönlich betroffen, da mir bewusst wurde welches Schicksal mich im Falle meines Einsatzes ereilen hätte können. Durch die Gebete meiner Eltern und Gottes Fügung kam ich nicht mehr zum Einsatz auf See.

Am Sonntag den 12. April 2015 ist es mir gelungen den Irisch-kanadischen Dokumentarfilm "Das Geheimnis der drei U Boote " aufzunehmen (gerne auch, bei mir anzuschauen). Es ist nicht der gleiche Film der mich am 16.05.2012 so sehr berührte, aber es geht um die gleichen Sache:

U 325 letzte Nachricht April 45

U 400 letzte Nachricht, Dez. 44

U 1021 letzte Nachricht März 45

Es wird hier deutlich auch über Fakten und Hintergründe gesprochen. Dadurch wurde mir jetzt erst richtig bewusst, was man damals von mir erwartete. Die nächste "letzte Nachricht" hätte von "meinem" Boot sein können. Um das richtig zu begreifen, musste ich zuerst 90 JAHRE alt werden.

Meine Bitte an die Nachwelt, forscht weiter und zieht die **richtigen** Lehren daraus, lernt aus **unseren** Erfahrungen und lasst die Gebeine meiner Kammeraden zwischen den Maschinen in ihren eisernen Särgen ruhen, denn Gott hat viel Zeit und er regelt auch das.

Geburtstagsrede am Neunzigsten

Ich begrüße Euch Alle recht herzlich, bedanke mich noch mal für Eure Glück und Segenswünsche und auch für die mitgebrachten Geschenke!

Zuallererst einmal, muss gesagt werden:

Ich bin GOTT dankbar für die Gesundheit die er mir bis in mein hohes Alter geschenkt hat und auch für Heidi meine liebe Frau!

Nur IHM werde ich einmal Rechenschaft schuldig sein, das weiß ich, trotzdem möchte ich noch vorher Los werden welche Erfahrungen und Gedanken mich lange bewegten:

Wie Ihr ja alle wisst war mir das Glück leibliche Kinder zu haben leider nicht vergönnt. Auch ein Pflegekind, aus einer asozialen Familie zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu erziehen ist mir und meiner ersten Frau Anni total misslungen. Das ist etwas was mich Jahrelang sehr belastet und was auch Annis Krankheit verschlimmert hat. Was haben wir falsch gemacht, was hätten wir anders machen müssen? Wären eigene Kinder auch daneben geraten?

Seit 2011 mache ich bei der Arbeitsgemeinschaft Blaubacher Dorfgeschichte mit, wo ich unter anderem, als eine Art Dolmetscher für Schriftstücke in deutscher Handschrift tätig bin, denn diese habe ich selbst noch bis zu meinem 14ten Lebensjahr geschrieben. Für die Jubiläumsausgabe 575 Jahre Blaubach, im Mitteilungsblatt der Ortsgemeinde ALLEZ HOPP am 14.08.2011 Seite 50 habe ich erstmals über meine Kriegserinnerungen geschrieben. (auch im Internet zu lesen) Auch DAS war etwas, was mir lange nicht aus dem Sinn ging und meine Gedanken immer wieder beschäftigte. Beim Schreiben merkte ich: "Jetzt ist es aufgeschrieben, Jetzt kann ich's VERGESSEN, jetzt fühle ich mich wohler, Jetzt geht es nicht mehr verloren."

Das ist der Grund, dass ich angefangen habe zu Schreiben. In jedem Fall ist es ein Beitrag zur Zeit und Ortsgeschichte, wie auch, das Tagebuch der Blaubacher RUHESTÄNDLER.

Sollen denn alle meine Erfahrungen, Erinnerungen und Einsichten verloren gehen? Nur weil ich sie an DIE Kinder die ich NICHT habe, auch NICHT weitergeben kann?

Dafür habe ich DIE Lösung gefunden. IHR seid ja alle meine Kinder und für Euch habe ich bis jetzt etwa 20 Themen MIR von der Seele geschrieben.

Wer's NICHT lesen will, soll's bleiben lassen. Eigentlich wollte ich bis HEUTE damit fertig sein, es ist UNS nicht ganz gelungen. Meine Helfer dabei Michael und Selina haben zwi-schendurch Umgebaut und sind Umgezogen, das hat, unter Anderem, die Sache verzögert, aber jetzt geht s weiter, hat er mir versprochen.

Jeder von Euch soll ein bebildertes Exemplar davon erhalten und eines ist für das Archiv der Blaubacher Dorfgeschichte bestimmt.

Jetzt wünsche ich euch allen einen guten Appetit!



Mit Anni's 4 und meinen 3 Nichten.
*Leider ist Susanne von ihrer Schwester
 Ulrike vollkommen verdeckt.*

Heidi, Uli, Willi, Evi, Rosi, Gisela und
 Hannelore

Geschwister:
 Erika (80), Ursula (76), Heidi (79)



Unser Ausflug nach Kiel

Schon jahrelang hegte ich den Gedanken, einmal die Gedenkstätten und Museen in Kiel zu besuchen. Auch die Werften und den Hafen wollte ich sehen. Busfahrten gaben dazu keine Gelegenheit und Badeurlaub in der Kieler Förde ist auch nicht mein Ding. Darum habe ich es stets vor mir hingeschoben. Bis ich mir sagte, mit 84 bist du zu alt für Auslandsreisen, ab sofort verbringst du deinen Urlaub in Deutschland. Heidi wollte nach Rügen und ich nach Kiel. Heraus kam dann 8 Tage Kiel, davon 1 Tag Lübeck und 8 Tage Binz auf Rügen. Vom Koffer vorausschicken, Hotels aussuchen und buchen, Fahrkarten besorgen, Aufenthalte und Tagesabläufe planen, habe ich alles selbst organisiert und tadellos geklappt hat es auch noch. Eine Stunde mit der Bahn bis Kaiserslautern, weitere 45 Minuten mit dem Regionalexpress nach Mannheim und 4 Stunden mit dem ICE bis vors Hotel, zwischen Bahnhof und Hörn, dem Kieler Innenhafen. Wir konnten trockenen Fußes vom Hotel, durch den Bahnhof zu den Bushaltestellen oder Sophienhof-Holstentörn, der großen Einkaufspassage ins Stadtzentrum gelangen. Vom Hotelfenster aus sah man das Öffnen und Schließen der Bahnhofsbücke. Gegenüber, am Norwegenkai, sah man die Fähre aus Oslo an- und ablegen und Kreuzfahrtschiffe wie die Concordia und "Mein Schiff" kommen und gehen.

Hierher wollte ich wegen der alten Erinnerungen an meine Zeit bei der Kriegsmarine und um meiner gefallenen Kameraden zu gedenken. So fuhren wir mit dem Linienbus hinaus nach Laboe zum Marine-Ehrenmal.



Allzu gern hätte ich Heidi das dort ausgestellte Unterseeboot des gleichen Typs 7c auf dem ich zum Maschinenmaat fast voll ausgebildet wurde auch innen gezeigt. Leider ging das nicht wegen ihrer Platzangst, lieber stieg sie bei starkem Wind und Regen auf den hohen Aussichtsturm, was ich mir dann ersparte. Selbstverständlich hatte ich nach einem Gespräch unter Fachleuten, den Eintritt frei und konnte andere Laienbesucher noch informieren. Den ebenen oberirdischen und unterirdischen Teil des riesigen Denkmals besuchten

wir gemeinsam. Im Halbdunkel zwischen den vielen Gedenktafeln und Kränzen kam eine andächtige Stimmung auf, dabei merkte ich aber auch, dass ich in den über 60 Jahren allerhand vergessen habe. Von der Seeseite gut sichtbar, auf einer Landzunge, aber von der Linienbus-Haltestelle aus schwer zu finden, nur ein paar km südlich von Laboe, die gemauerte Säule mit dem Adler, ist das Uboot-Ehrenmal Möltenort.



In einem großen, hohlwegartig und kreisförmig angelegten Gang ist an den Böschungen, nach innen und außen für jedes Unterseeboot das nicht heimgekehrt ist, eine Gedenktafel mit den Namen der gefallenen Kameraden angebracht. Hier hoffte ich Namen von Bekannten finden zu können, vor allem auch den Namen des Bruders von meinem Schwager Robert Wiebrecht.

Wegen dem sehr stark gewordenen Regen und dem für "Landratten" extrem starken Wind wurde das unmöglich. Immerhin weiß ich heute, es waren weit über 1000 Boote und allein vom 2. Weltkrieg, 30 000 Namen.

Wegen Dauerregen verbrachten wir fast einen ganzen Tag im Marinemuseum, trotz unseres großen roten Familienschirms den uns das Hotel auslieh. Das war auch für Heidi interessant und lehrreich, jedoch beim Besuch im U-Boot Motorenmuseum, wo gerade eine Vorführung für eine schwedische Besuchergruppe (nur Männer) stattfand, flüchtete sie wegen des Lärms eines Junkers-Verdichters und dem "Gestank" wie sie meinte. Es war Dieselkraftstoff. Eine Fahrt mit der Fähre über den Kaiser-Wilhelm-Kanal war uns nicht vergönnt, weil in der Nacht zuvor eine Paraffinfabrik brannte. Ein Feuerlöschschiff lag in einer Wachsschicht fest, wie in Eis, direkt an der Anlegestelle der Fähre. Per Linienbus gelang es uns tags darauf nach Holtenau, und zu Fuß zu dem Leuchtturm an der Einfahrt,

Förde-Ost-Nordsee-Kanal zu kommen.

Ein Tag war für Lübeck vorgesehen. Wobei die Schifffahrt auf Kanälen rund um die Stadt und noch mehr die Führung und das Rathaus von innen, uns nachhaltig beeindruckten. Wie reich müssen früher die Leute hier gewesen sein. Am letzten Tag, Sonntag in Kiel, nutzten wir die seltene Gelegenheit einer Werksbesichtigung auf der HDW-Werft. Ein wirklich riesiger Schiffs-Neubau wurde da unter dem riesigen Kran, dem Wahrzeichen von Kiel, mit vor- und nacherwärmter Senkrechtnaht, zusammengesweißt. Vier hellgrün gestrichene, neue U-Boote lagen abholbereit für Israel, sowie zwei fertige mittelgroße Containerschiffe, seit Monaten fertig aber "arbeitslos". Meine Wünsche waren damit erfüllt. Mit dem Schleswig-Holstein-Ticket am 16.06.09, für 30 Euro pro Person und dreimal Umsteigen konnten wir nach gut 5 Stunden in Binz auf Rügen aussteigen. Siehe Ordner Reisen 2009. (Übrigens, alle unsere Urlaube sind so dokumentiert.)



Links und Verweise

Kadavergehorsam (Beitrag Allez-Hopp):

http://blaubach.de/data/files/blaubach/Allezhopp/Allezhopp_11_01_Sonderausgabe_575_Jahre_Blaubach_web.pdf

Die **Nazis** haben meiner Generation ihre Jugend geraubt (Filmbeitrag):

Teil 1: <https://www.youtube.com/watch?v=MJgKBTiqHyM>

Teil 2: <https://www.youtube.com/watch?v=166RhzeRQg>

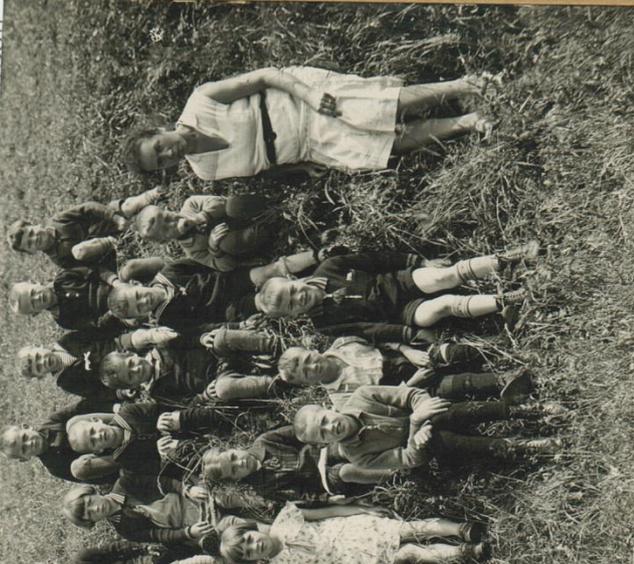
Teil 3: <https://www.youtube.com/watch?v=KKqgwrVyLc>

Protestandische Volksschule
 / Rammelsbach erste und zweite Klasse
 mit Frl. Knapp 1931 von links oben
 Fritz und Hans Stoffel, Emil Barz
 Willi Becker, Alfred Höring, Hans
 Woll, Reinhard Nibergall und Erbst
 Barz



untere Reihe: Günter Basters, Ella
 und Elise Braun und Alma Bernd

Reihe 2 Heinz Steller, ??, Werner
 Barz, ??, Ludwig Korb, Ilse Nibergall
 Walter Dick, Werner Basters und Ernst
 Leonhard
 Reihe 3 Lieselotte Theobald, Liesel=
 lötte Hofmann, Ilse Jung, Ilse Kner=
 lich, Else Höring und Erna Räch



Reihe 4 Gerda Korb, ??, Jung, Elsbeth B
 Benberger, Melitta Knapp, Lini Keller,
 Else ? , Dick Kurt, Hans Breier, ? N
 Nibergall

14. Schiffsstammabteilung
Breda Holland

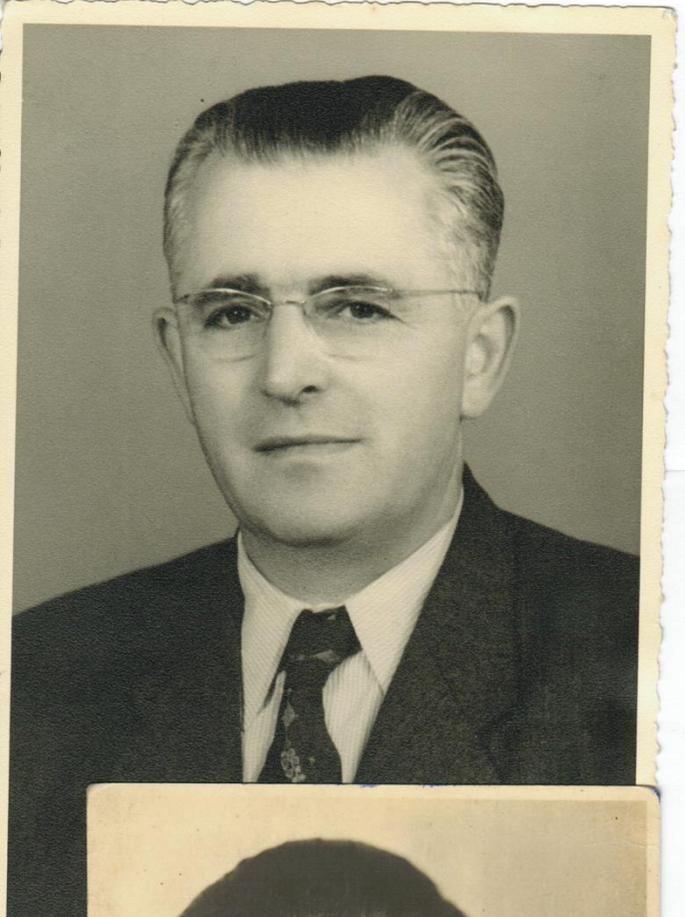




Mit(69)heirate ich meine Kusine
Heidi Kappel geb. Dehn (58)
am 24.Februar 1994

Wir wandern mit Ihren Geschwistern zum Remigius=
berg. Hintere Reihe von links:
Robert Wibrecht, Ursel Langolf, Frank Kappel Heidis
Sohn, Heidi, Irene Dehn, Ilse Wibrecht, Horst Langolf
und Erich Dehn. Untere Reihe von links: Ruht Dehn
Werner Dehn, Erika Herrmann und Kurt Herrmann.





Lina Kudwin mit Kurt
geb. Ahr später Panholzer

Paul Ahr. jun. gefallen



Otto Schultheiß



Elsbeth, Heinz und Anni



Links: Willi, Franz Panholzer
Otto Sultheiß, unbekannt
Liane Panholzer, Mathilde Schulth.

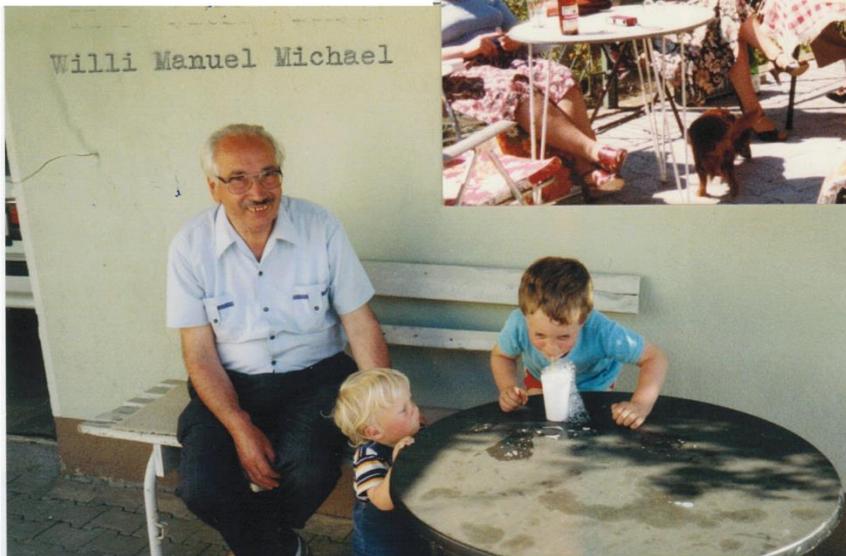
Unten: Anni mit Christel und Hans
Böhm aus Regensburg bei uns auf
der Terrasse vorm Häuschen.





Elisabeth Kurt
 Sissi Rosi
 Anni
 Uli
 Willi

Mitte
 Heidi Heidrich mit
 Hund Tund
 "Der dicke Daumme"



Willi Manuel Michael